Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 7 (1965)

Nachruf: Totentafel

Autor: Metz, Peter / Schnöller, Etienne / Zendralli, Ugo

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Totentafel

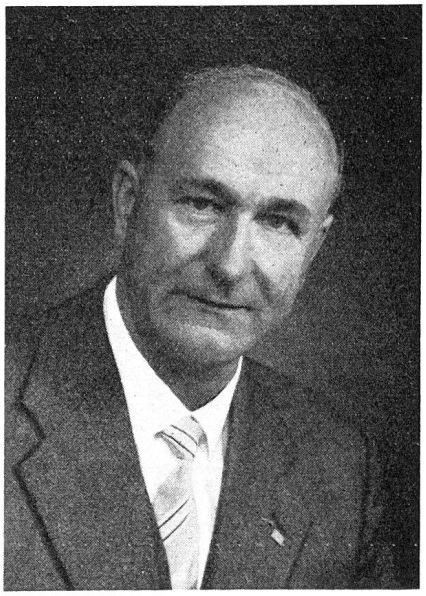
Dr. rer. pol. Nicola Gaudenz

In meinen höheren Kantonsschuljahren war es, daß ich eines Tages in Begleitunsg eines Kameraden auf einer unserer gelegentlichen Bummeleien durch die Straßen Churs die Zufallsbekanntschaft eines mir bisher unbekannten Mannes machte. Dieser, noch jung, stieß nahe beim Regierungsgebäude auf uns. Sein, wie es schien, ernstes Gesicht leuchtete auf, als er meines Freundes ansichtig wurde, an den er, kurz stehen bleibend, in romanischer Sprache einige betont herzliche Grußfreundlichkeiten richtete. Mein Kamerad, die blaue Mütze in der Hand, nahm diese dankbar und nicht ohne freudige Erwiderung entgegen. Als die Begegnung vorüber war, wurde ich von meinem Begleiter mit fast ehrfurchtsvoller Stimme darüber belehrt, der eben Angetroffene sei der «wichtigste Mann Graubündens», nämlich der Hüter der bündnerischen Finanzen.

Nun, so ganz zutreffend war diese Charakterisierung des Entschwundenen von seiten meines Freundes freilich nicht, denn Dr. Gaudenz — und um ihn hatte es sich gehandelt — amtete damals erst als Sekretär des Finanzdepartementes, während als Gralshüter der Finanzen im Monopol in jenem Zeitpunkt noch der im Amt ergraute Standesbuchhalter in Funktion stand. Daß aber ein Mann, der auch nur am Rande mit den Kantonsfinanzen zu tun hat, nun einmal eine äußerst wichtige Gestalt im bündnerischen öffentlichen Leben sei, davon gaben wir Jungen in unserer politischen Aufgeschlossenheit uns deutlich Rechenschaft.

Insoweit freilich ging die Prognose meines Freundes bald in Erfüllung, als Dr. Nicola Gaudenz im Jahre 1933 zum Leiter der nunmehr verselbständigten kantonalen Steuerverwaltung berufen wurde. Dem Verstorbenen war in der Folge vergönnt, während dreißig Jahren sich diesem seinem Amt zu widmen. Es ist nicht leicht abzumessen, welches Maß an Last und Verantwortung, an Freuden und Sorgen dem beruflich tüchtigen und gewissenhaft-integeren Mann dabei auferlegt war. Denn der Zeitraum von drei Dezennien schließt auf dem Gebiet des bündnerischen Steuerwesens eine geradezu atemberaubende Entwicklung und Umgestaltung in sich. Betrug im Jahre 1933 das kantonale Steueraufkommen noch rund 5 Millionen Franken pro Jahr, so erhöhte es sich in der Folge auf den mehr als zehnfachen Betrag, und die Zahl der Beamten seiner Abteilung stieg im gleichen Zeitraum von weniger als einem Dutzend auf 59 Köpfe. Diese Ausweitung — Spiegelbild der staatlichen und wirtschaftlichen Entwicklung — erforderte von seiten der Steuerverwaltung und namentlich deren Vorstehers einen großen Einsatz und nie erlahmenden Eifer. Der Apparat, die Gesetzgebung und Organisation der Verwaltung mußten ständig den neuen Bedürfnissen angepaßt werden. Aber gleichzeitig bestand die Pflicht des Chefs darin, in sämtlichen Fragen die Übersicht zu behalten und die unmittelbaren Direktiven in allen entscheidenden Belangen zu erteilen. Dr. Gaudenz besaß die Eigenschaften hiefür. Seine Fachkenntnisse waren bedeutend und seine Wesenart geeignet, ausgleichend zu wirken. Die Untergebenen achteten ihn. Seinen direkten Vorgesetzten aber, den Departementsvorstehern, war er ein loyaler Helfer.

Gewissenhafte Pflichterfüllung als Chefbeamter, sie machte in der Tat sein wahres Wesen aus. Wenn es für Dr. Gaudenz in den letzten Lebensjahren Momente gab, da er aus dieser seiner Beamtenstellung auf die höhere Ebene des politischen Wirkens überwechseln wollte, so waren derartige Anwandlungen ihm sicher unangemessen. Denn ein Politiker war der Verstorbene nie. Seine positiven Merkmale und Fähigkeiten lagen in der fachtechnisch zuverlässigen und menschlich vornehmen Leitung einer der wichtigsten Verwaltungsabteilungen des Kantons. Darin hat er den Dank der Öffentlichkeit auch wahrlich verdient. Denn wenn Graubünden über eine wohlorganisierte Steuerverwaltung verfügt und wenn die kantonale Steuerpolitik als eine überaus fortschrittliche anzusprechen ist, so kommt dafür dem Verstorbenen ein entscheidendes Verdienst zu. Dr. Gaudenz scheute in Erfüllung der ihm übertragenen Aufgaben keinen Kräftezerschleiß und bezahlte ihn schließlich mit seiner Gesundheit.



Nebenher widmete sich der Verstorbene zahlreichen andern Aufgaben, die ihm eine geachtete Stellung im kulturellen Leben seiner Heimat eintrugen. Als Engadiner fühlte er sich vor allem den Belangen des Romanentums verpflichtet. So hatte er während

Jahren die Präsidien der «Uniun dals Grischs» und später der «Società Retorumantscha» inne, wo sein Verlust nicht leicht zu verwinden sein wird. Ferner bekleidete er den Vorsitz der Gemeinnützigen Gesellschaft Graubündens und gehörte daneben verschiedenen anderen Gremien des kulturellen Lebens an, denen er eine wertvolle Stütze war. Sein Andenken wird in weiten Kreisen lebendig bleiben.

Dr. Nicola Gaudenz verstarb am 7. Oktober 1963 zweiundsechzigjährig.

Peter Metz

Dr. ing. chem. Christian Bener

In seiner Geburts- und Heimatstadt Chur verschied am 3. Oktober 1963 nach längerer Krankheit *Dr. Christian Bener*. Der Tod dieses Sprosses eines alten Churer Geschlechtes bietet Anlaß, die Entwicklung Graubündens vom soziologischen Standpunkt aus kurz zu streifen. Stand doch Dr. Bener als weit über die Kantons- und Landesgrenzen hinaus bekannter Chemiker und Erfinder zeit seines Lebens in einem Schnittpunkt, in welchem sich Altes und Neues, Bewahrung und Fortschritt kreuzen.

Gesellschaftlich zeigt sich der Kanton Graubünden nämlich ebenso vielschichtig wie seine geologische Beschaffenheit, soziologisch als ebenso vielfältig wie seine hundert Täler, seine sprachlichen und kulturellen Eigenarten. Gut, man könnte auf die einfachste Art sagen, im Lande der «grauen Puren» lebten Bauern und Städter nebeneinander. Aber was für ein großer Unterschied trennt beispielsweise einen Bauer aus dem Davoser Unterschnitt von einem Weinbauern der Herrschaft oder einem Bergbäuerlein und Wildheuer aus dem Fextal, dem Avers, dem Lugnez und einem Obstbauern im Fruchtgarten des Domleschg! Wie kann es auch anders sein, wenn man in wenigen Stunden von den Firnrändern und Gletschermühlen am Maloja in die Kastanienwälder zwischen Soglio und Castasegna wandern kann!

Nicht minder groß bleiben die verschiedenen Schattierungen unter der «städtischen» Bevölkerung Alt Fry Rätiens. Geschichtlich tragen Chur, Ilanz und Maienfeld den Titel einer «Stadt». Sie waren mit Wehr und Mauern umgeben und erhielten schon recht früh die Vorrechte einer Stadt. Soziologisch aber wird wohl niemand Ilanz und Maienfeld die Sonderheiten einer «Stadt» beimessen. Städte im gesellschaftskritischen Sinne sind dagegen unsere Fremdenorte, wie Davos, St. Moritz oder Arosa, obwohl diese dörflichen Siedlungen oder Maiensäße niemals Stadtrechte besaßen. Es sind, zwar nicht mengenmäßig, wohl aber — wenigstens während der Saisonen — gesellschaftsschichtig betrachtet, sogar «Weltstädte» mit ihren international zusammengewürfelten Besuchern, mit ihrem Luxus, Komfort und mondänen Lebensstil, deren Abglanz sich in Haltung und Gebaren der seßhaften Einwohner widerspiegelt.

Als eine Stadt im gebräuchlichen Sinne kann dagegen Chur bezeichnet werden. Ihre Privilegien reichen weit in die Geschichte zurück, und die Türme, Tore und Ringmauern dieser befestigten «urbs» stehen zum Teil heute noch. Auch statistisch darf Chur sich in die Reihe der Städte einfügen. Als Sitz der obersten politischen und kirchlichen Macht übt sie die Gehobenheit einer Kantonshauptstadt aus.

Geht man jedoch von der Vorstellung einer modernen Stadt aus, dann verharrt die «Curia raetorum» im Zustand einer Kleinstadt, in der sich das Neue nur mühsam Bahn bricht. Die Geisteshaltung ihrer Einwohner bleibt kleinbürgerlich, konservativ, selbstgenügsam und auf sich selbst beschränkt. Der Sturm der Zeit brauste deshalb über sie hinweg, und wo jetzt dieser Sturm im Stadtgebiet eine Angriffsfläche findet, wälzt er, wie ein örtlich begrenzter Taifun, alles wahllos nieder, auch das gute Alte, auch das Bewährte und Erhaltenswerte. Das Gehabe der Churer Bürger gibt sich zwar städtisch, die Denkungsart aber bleibt in der Regel allem guten Neuen gegenüber bäuerlich-skeptisch, zurückhaltend und mißtrauisch. Dies bildet mit einen Grund, weshalb der voranstürmende Unternehmungsgeist das idyllische Städtlein links liegen ließ und der Kernraum des «größten Wasserschlosses» der Schweiz, der an einem Verkehrsangelpunkt der Zentralalpen liegt, an der stürmischen wirtschaftlichen Entwicklung und Industrialisierung der Neuzeit nur in geringem Umfange teilnehmen durfte. Und noch heute gibt es in Chur manche Betriebe, die im gewerblich-handwerklichen Klein- und Familienunternehmen verhangen bleiben, der veralteten Einstellung vom «Herr im Hause» frönen und der drängenden Umstellung zum industriellen Denken sich geistig nicht gewachsen zeigen. Sie tragen Tod und Untergang im Nacken.

Christian Bener verkörperte nun diesen Zwiespalt Churs, aber es gelang seiner Wesensart und seiner strebsamen Tüchtigkeit, einen Weg zu finden, in dem das Alte und das Neue, die trauliche Enge und die wagemutige Weite im richtigen Gleichmaß spielen konnten. Zudem gab er das Beispiel, wie durch Generationen überlieferte Berufskenntnisse den Anschluß an den atemraubenden Fortschritt unserer Zeit zu finden vermögen, sofern die nötige geistige Aufgeschlossenheit vorhanden ist.

Dr. Christian Bener-Kuoni wurde am 24. Juni 1898 als erstes Kind und einziger Sohn des Textilkaufmanns Christian Bener und der Anna Katharina Pedolin am Martinsplatz in Chur geboren. Das alte Churer Bürgergeschlecht der Bener hatte seit jeher den Tuchhandel betrieben. Vom grauen Tuch, aus dem die Bauern ihre Kleidung schneiderten, erhielten sie die Kennzeichnung als «graue Puren», und aus dem Bund, den diese «grauen Puren» schlossen, entstand der Name Graubünden. Schon seit Urzeiten spannen und webten die Bauernfamilien in den Bündner Bergen ihr Tuch aus

der Wolle ihrer Schafe selbst. Hier oben mußte keine gute Königin Bertha von Burgund mit dem Spinnrocken auf ihrem goldbeschlagenen Zelt übers Land reiten, um der armen Bevölkerung das Spinnen und Weben beizubringen.

Dafür aber verpaßte man die Zeit. In vielen Kantonen der Ostschweiz entstanden Textilindustrien, während man in den abgelegenen Tälern Bündens noch das Spinnrad surren ließ und dazu schöne alte Lieder sang. Und so verkümmerte mit der Zeit auch der Tuchhandel. Wohl versuchte das Tuchhaus Bener in der aufschießenden Bergstadt Davos den Anschluß an die Entwicklung in die Weite zu finden. Aber es war schon zu spät.

Die Mutter Dr. Christian Beners entstammte ebenfalls der Stoffbranche. Ihre Vorfahren, die Pedolin, waren alte, erfahrene Tuchfärber. Die Färberei Pedolin im Welschdörfli zu Chur ragt heute noch aus der Zeit dieses Handwerkes in die industrielle Jetztzeit hinein.

Mit Ausnahme einiger Jahre in Davos, wo sein Vater die dortige Filiale des Tuchgeschäftes Beners Söhne leitete, verlebte Christian Bener seine Kinder- und Schuljahre in Chur. An der Kantonsschule durchlief er das humanistische Gymnasium, um seine allgemeine Bildung zu weiten, und schloß im Jahre 1918 die Mittelschule mit der Matura ab. Nach dieser klassischen Schulung bezog er aber nicht die Universität, sondern nahm, angeregt durch den damaligen Chemielehrer an der Kantonsschule, Dr. Nußberger, das Studium der Chemie an der ETH in Zürich auf. In kurzer Frist schloß er das Hochschulstudium mit dem Diplom eines Ingenieur-Chemikers ab und promovierte anschließend in Lausanne zum Doktor der Chemie.

Wenn er sich dann nach Abschluß der allgemeinen Studien auf das Gebiet der Textilchemie beschränkte, so bildete dieses Unterfangen nur eine Fortsetzung und Mehrung ererbten Gutes ins Moderne. Konservativ in der Übernahme überlieferter Erfahrung — wie es sich für einen eingefleischten Churer Stadtbürger gehört —, zeigte er sich aber, im Gegensatz zu allem Erstarrten, fortschrittlich in der Ausdehnung seines Wissens auf die für Laien geheimnisvollen Bezirke der neuzeitlichen Textilchemie mit all den verwickelten Zauberformeln ihrer Kunststoffe. So fand er den Anschluß an die Gegenwart. Nach jahrelanger Tätigkeit in den führenden großen Textilunternehmungen zog er sich zurück in die Schutzmauern seiner Va-

ter- und Heimatstadt Chur, der er sich verpflichtet fühlte und an der er mit jeder Faser seines Wesens hing.

Hier aber wollte er nicht in der Engherzigkeit, Beengtheit und trägen Bequemlichkeit einer Kleinstadt ersticken. Während unten im Schatten der alten Gassen die Schildbürger am Stammtisch ihren Jaß klopften und leeres Stroh droschen, stieg er auf die Zinnen und blickte weit über die Mauerkronen in die Welt hinaus. Mit Bienenfleiß schuf er in emsiger, gewissenhafter Kleinarbeit eine in der Textilchemie einzig dastehende Kartei, die über 30 000 Karten enthält. Diese umfassende Sammlung mannigfaltiger Patente und Veröffentlichungen aus dem gesamten Gebiet der modernen Stoffbearbeitungen gewährte ihm jederzeit einen vollständigen, erschöpfenden Überblick über die fortschreitende, oft sich sogar überstürzende Entwicklung der Stoffveredlungen. Auf Grund dieser bis auf das Jahr 1920 zurückreichenden Kartothek gab er monatlich einen von allen Fachleuten geschätzten Informationsdienst heraus mit stichwortartigen, konzentrierten Kurzberichten über alle Neuerungen, so daß diese die Grundlagen bildeten für weitere Entwicklungsarbeiten und Forschungen. Dadurch wurde der Churer Dr. Bener in Fachkreisen im wahren Sinn des Wortes weltberühmt. Aus allen Teilen der Erde, aus Japan, den USA, aus Großbritannien, aus Deutschland und aus Frankreich, kurz von überall dorther, wo man sich mit dem Fortschritt in der Textilindustrie beschäftigte, gingen Anfragen um Auskünfte in seinem bescheidenen Büro in den alten Gebäuden der Firma Pedolin im Welschdörfli zu Chur ein. Sein Rat, sein Urteil, seine Anregungen und Expertisen besaßen auf seinem Fachgebiet Gewicht. So lebte er wohl als echter Churer Stadtbürger in den Gemarkungen der Stadt, aber er sprengte sie durch seinen Geist, durch sein Wissen und seine Kenntnisse und half mit, einer neuen Zeit die Tore zu öffnen.

Aber Dr. Christian Bener war mehr als nur ein gewissenhafter, pedantischer Sammler und Archivar. Er stieß als unentwegter Forscher und Erfinder auch in unbekanntes Neuland vor. Die Sichtung des Alten genügte ihm nicht. Sogar die führende Zeitschrift der internationalen Textilchemie berichtete über seine Arbeiten. Und noch kurz vor seinem Tode beendete er eine sensationelle Lösung der Stoffbehandlung, die bedeutende, dem Menschen zur Gesundheit dienende Umwälzungen zu bringen verspricht und deren Versuchsstadium vor dem erfolgreichen Abschluß steht.

Dieses der Zukunft zugewandte Bild des Forschers und Entdeckers Dr. Bener wäre unvollkommen, würde man nicht auch dasjenige des dem Alten, durch Jahrhunderte Gewachsenen zugeneigten Churers zeigen. Er sammelte nämlich nicht nur rätselhafte Chemieformeln in Karteien, sondern auch seltene Stiche von Alt-Chur mit seinen Winkeln und Gassen, seinen stolzen Türmen und zerbröckelnden Mauern. Hier wollte er, wenigstens im Bilde,

das erhalten, was erhaltenswert bleibt. Er, der als guter Bürger mit jedermann in Friede und Eintracht lebte, goß die ganze ätzende Säure seines Spottes und seines Unwillens aus, wenn Spekulanten, rücksichtslose Modernisten und seelenlose Baukastenarchitekten seine Stadt verschandelten. Er trat für das Bewahren und für den Fortschritt, jedes am richtigen Ort, ein. Sein Denken und Fühlen blieb städtisch, churerisch, aber er hob sich über das Kleinstädtische, Kleinbürgerliche, Steckengebliebene, Muffig-Museale hinaus. Wer in einer Kleinstadt lebt, muß nicht unbedingt Seldwyler Schildbürger sein!

Und weil er neben Chur sein ganzes Bündnerland mit all den kostbaren Schönheiten liebte, suchte er unermüdlich im ganzen Kanton Kirchen und Kapellen auf und hielt in meisterhaften Farbfotos goldschimmernde Altäre, farbige Fresken, leuchtende Glasmalereien fest. Er wollte zukünftigen Geschlechtern zeigen, mit welch feinem Sinn unsere Väter ihre Gotteshäuser, ihre stillen Andachtsstätten in die Landschaft stellten. Er wollte sie mahnen, die Erhaltung und Bewahrung der Kulturgüter als eine heilige Verpflichtungen ererbten Gutes aufzufassen und nur dort der neuen Zeit die Pforten zu öffnen, wo diese Besseres, Schöneres, Gültigeres zu schaffen weiß.

So schloß mit Dr. Christian Bener ein Zeitgenosse die Augen, der Bürger, Städter, Churer im besten Sinne blieb, der aber über alle Begrenztheiten und Gebundenheiten hinaus in der großen Welt stand und der Zeit gerne und willig Tribut leistete dort, wo sie mit Recht ihren Anteil forderte. Ein Bleibender und Fortschreitender zugleich, ein Erhalter und Pionier in der einen Person!

Etienne Schnöller

Alt Kantonsrichter Gian Batista Nicola

Am 9. Dezember 1963 hat die Bevölkerung von Roveredo, der Mesolcina und Calanca, der Kantone Graubünden und Tessin G. B. Nicola auf den Friedhof begleitet. Mit Anwalt Nicola ist ein rechter und gerechter, ein gütiger Mensch dahin gegangen, ein treuer Diener seines Tales, seiner Bündnerheimat.

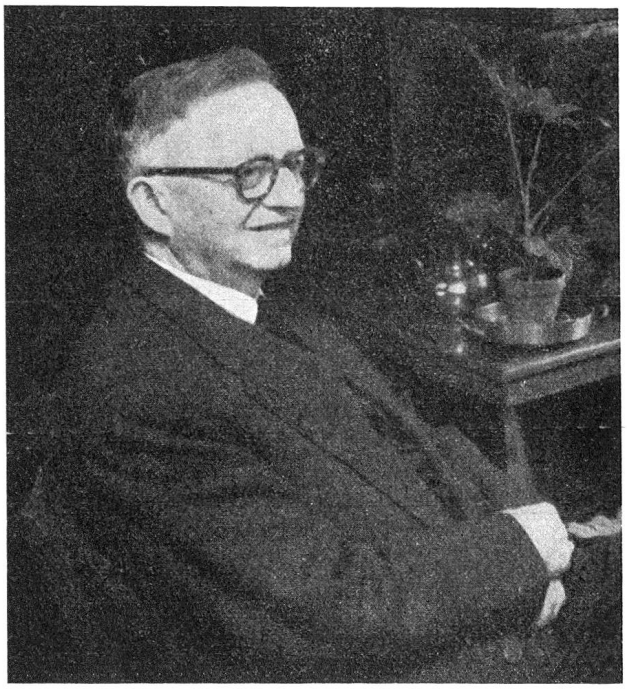
Er wurde im Jahre 1887 in Roveredo geboren, Sohn eines alten Geschlechtes. Für ihn waren Heimatliebe, Dienen, Pflichtbewußtsein und Rechtschaffenheit keine leeren Begriffe. Er lebte und wirkte nach diesen humanen Gesetzen und erntete dafür Dankbarkeit und Achtung bei allen Mitbürgern.

G. B. Nicola bekleidete im Laufe seines langen Lebens die meisten der öffentlichen Ämter, die Gemeinde, Kreis und Bezirk zu vergeben haben. Verschiedentlich wurde er zum Präsidenten der Schulbehörden gewählt. Er gehörte dem Gemeinderat und der Gemeindeversammlung an, war langjähriger Präsident des Patriziates. Er war Vertreter des Kantons Graubünden bei Radio Monteceneri, und dank seinem Einsatz hat italienisch Bünden seinen gerechten Anteil an den Sendungen von Monteceneri.

Während vieler Jahre, von 1931 bis 1950, gehörte der Verstorbene als geachtetes Mitglied dem bündnerischen Kantonsgericht an. Unser oberstes kantonales Forum, das als Straf- und Zivilgericht große Bedeutung besitzt, vereinigt seit je in staatspolitisch kluger Weise das Juristen- mit dem Laienelement, indem bei seiner Zusammensetzung darauf geachtet wird, daß neben den Juristen auch tüchtige Laien dem Gericht angehören können. G. B. Nicola vereinigte in seiner Person gewissermaßen alle guten Eigenschaften beider Elemente. Obwohl selbst Jurist, fehlte ihm alles Starre und formell Strenge. Er war und blieb von großem menschlichem Empfinden; in seinem Innern pflegte immer die Stimme des Herzens jene des juristischen Verstandes zu beeinflussen. So bot Nicola gewissermaßen das Ideal des für alle menschlichen Empfindungen aufgeschlossenen Richters, oder mindestens war er bestrebt, diesem Ideal möglichst nahe zu kommen.

Seine Werke werden fortdauern, und im Herzen seiner Mitbürger und seiner vielen Freunde wird die Erinnerung an den gütigen Menschen weiterleben.

Ugo Zendralli

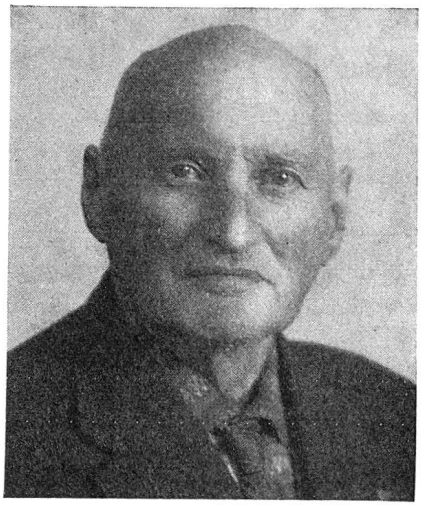


Prof. Johann Baptista Masüger

«Ja, i wärda jetz immar ältär, und ama schöna Tag dampf i ab», mit diesen halb scherzend, halb bekümmert ausgesprochenen Worten gab mir J. B. Masüger vor einigen Jahren auf einem Spaziergang zu verstehen, daß es für ihn an der Zeit sei, sein Werk abzuschließen, zu ordnen und gewisse Entscheide zu treffen. Ich hoffte und glaubte fest daran, daß dem rüstigen Achtziger mit seinem aufrechten Gang, dem athletischen Wuchs, der kraftvollen Stimme und dem lebendigen Interesse für alle Probleme der Leibesübungen, der Erziehung, für das Geschehen an der Kantonsschule, für Volkskunde und Brauchtum, Tagesfragen und Weltpolitik, für Kunst und Wissenschaft noch etliche Jahre geschenkt sein sollten. Am 16. Februar 1964 — an einem föhnklaren Sonntag — stand dann für diesen Mann, für diesen Bündner von ganz besonderer Prägung, die Lebensuhr doch still, und so ist es unsere Pflicht, des Verewigten auch im «Bündner Jahrbuch» zu gedenken.

J. B. Masüger, am 5. Juni 1879 geboren, verlebte seine Jugendjahre als Bauernkind in seinem Geburts- und Heimatort Sarn am sonnigen Heinzenberg. Er wurde von seinem Vater in das Bauernleben eingeführt und mit dem heimischen Brauchtum, mit den volkstümlichen Spielen und Wettkampfformen vertraut gemacht und schon sehr bald auf nahe und fernere Kampfplätze mitgenommen, auf denen Vater Masüger als tüchtiger, zäher Ringer bekannt war. So wurde in dem Knaben eine eigentliche Liebe für das Kräftemessen, für das Erproben von körperlicher Geschicklichkeit geweckt und genährt und auf den Sarner Maiensäßen unter dem kritischen Blick seines Vaters gepflegt. Kein Wunder, daß der Junge sich aufmachte, selbstverständlich auf Schusters Rappen, um turnerischen Veranstaltungen in Thusis oder gar in Chur beizuwohnen. Kein Wunder auch, daß der Knabe im Kreise der Sarner Schuljungen und später der Knabenschaft als ungewöhnlich starker und geschickter Wettkämpfer in hohem Ansehen stand. Mit seinem Eintritt in die Bündner Kantonsschule gab es für den Jungen nichts anderes als das begeisterte Mittun im KTV. Das war die Freude seiner Kantonsschülerzeit, und die Erinnerung an diese Jahre blieb hell und rein bis in seine letzten Lebenstage. Im KTV hatte er Freundschaft und Geselligkeit gefunden, hartes Training und fairen Wettkampf geübt, Freude am Sieg erlebt und das gelassene Tragen einer Niederlage gelernt. Als KTVer holte er sich schon kantonale Kranzauszeichnungen im Nationalturnen, und auf einem Vereinsfoto vom Kantonalturnfest von 1895 in Davos sehen wir ihn als Sechzehnjährigen, in Ausfallstellung, mit kühnem Blick, den schweren Stein stoßbereit tragend. So wurde in seinen Knaben- und Jünglingsjahren eine unversiegbare Quelle gespiesen und ein Fundament für ein wahrhaft gesegnetes Lebenswerk gelegt. In diesen Jahren öffnete sich sein Herz wohl auch der Freude an Theater und Literatur im besonderen, dem Schönen und Erhabenen im allgemeinen. Als junger, begeisterter Lehrer wirkte er vorerst in Tartar, dann in Bivio und Davos-Glaris. Dort mag es den Bauern nicht als selbstverständlich vorgekommen sein, daß ihr Schulmeister zu nächtlicher Stunde an stillen Waldrändern Gedichte rezitierte. Er mußte damals von einer eigentlichen Leidenschaft für Poesie und Theater erfüllt gewesen sein. Vor allem hatte den Zwanzigjährigen die Begeisterung zum Mitmachen an der Calvenfeier von 1899 gepackt. Er durfte dem Regisseur Broich vorsprechen und erhielt die Rolle des Cla Bardot. Die Erinnerung an die Calvenfeier blieb in seinem Herzen, in seinem ungewöhnlich guten Gedächtnis bis in die kleinste Einzelheit als köstlicher Erinnerungsschatz lebendig. Wie glänzte sein Auge, wie hob sich seine Stimme und welch innige Freude spiegelte sich doch auf seinen Gesichtszügen wider, wenn er von ihr erzählte, lachend schilderte, wie er bei seinen Sprechproben beinahe die Fensterscheiben aus ihren Rahmen gedonnert habe. Mit ihm ist wohl einer der letzten, die an dieser Landesfeier aktiv mitgewirkt haben, ins Grab gesunken, vielleicht sogar der letzte.

Nach einigen Jahren Landschulpraxis trieb es den strebsamen Mann zum Weiterstudium für das Sekundarlehrerpatent. Es wurde vertieft durch Studien an der ETH. Und dann



kehrte J. B. Masüger nach Graubünden zurück, um in Zuoz die Sekundarschule zu übernehmen. Damit begann sich für ihn ein Wirkungsfeld zu erschließen, das allzu lange unbebaut geblieben war: die Förderung der physischen Erziehung unserer Schuljugend, und zwar der weiblichen nicht weniger als der männlichen. In Zusammenarbeit mit dem Dorfarzt Dr. Poult wußte er das Interesse der Jugend und der Eltern für eine sinnvolle und ausreichende Pflege der Leibesübungen zu wecken und besonders die mittäglichen Sonnenstunden für Turnen und Spiel zu nutzen. So darf J. B. Masüger mit vollem Recht als Pionier des Mädchenturnens in Graubünden genannt werden. Er befaßte sich in der Folge mit allen Fragen der physischen Erziehung immer gründlicher, verfolgte ihre Entwicklung in der Schweiz und vor allem in den nordischen Ländern; denn von dort her begann das schwedische Turnen einen immer stärker werdenden Einfluß auch in unserem Lande auszuüben. Er wollte, mußte das schwedische Turnen theoretisch und praktisch bis in

alle Einzelheiten kennen lernen und begab sich zu einem längeren Studienaufenthalt nach Kopenhagen. Vertieft und bereichert wurde letzterer durch die Aufnahme von Beziehungen mit Turnkreisen und Bildungsanstalten in Schweden selbst. Sie wurden so eng und fruchtbar, daß J. B. Masüger eigentlich bis in seine letzten Lebenswochen hinein mit maßgebenden Turnfachleuten und Schulmännern in Verbindung blieb und die dänische und schwedische Sprache in Schrift und Wort beherrschte. Mit dem Erwerben des Diploms für die schwedische Gymnastik hatte er sich ein Wissen und Können erlangt wie kaum ein anderer Schweizer seiner Jahre. Er war denn auch der rechte Mann, um 1911 als zweiter Turnlehrer an die Bündner Kantonsschule gewählt zu werden. Und damit begann er seine bis 1945 dauernde, äußerst vielseitige und fruchtbare Tätigkeit als Turnfachmann, Erzieher und Förderer der Leibesübungen in Schule und Volk, Vereinen und Verbänden. Er war und blieb nicht nur Turner im engeren Sinne des Wortes, sondern setzte sich, was damals in Turnerkreisen nicht durchwegs freudig aufgenommen wurde, auch für den Sport und das Spiel ein. An der Schule vor allem begeisterte er die Jugend für Fechten, Wandern, Schwimmen, Eislaufen und das Hockeyspiel. Im Kadettenkorps gelang es ihm, die pseudosoldatische Ausbildung durch volkstümliche Spiele und leichtathletische Übungen zu ersetzen, wie er auch als Offizier, vor allem während des ersten Weltkrieges, das Soldatenturnen einführte und in Verbindung mit Zarn und Barblan unter den Wehrmännern die Freude an Wettkämpfen und turnerisch-sportlicher Ausbildung zu wecken verstand, aber auch dies nicht immer zur Freude aller Vorgesetzten. Es war für uns Schüler und offenbar auch für Erwachsene und nicht zuletzt für Militärs etwas völlig Neues, daß man Turnen, Spiel und Sport mit Anatomie, Physiologie, Statik und Biologie, mit Geschichte und Brauchtum eines Volkes in Verbindung und Zusammenhang bringen konnte. Nicht selten hatte man für seinen Eifer und seine Gründlichkeit mehr Spott als Verstehen übrig. Aber er besaß die lobenswerte Gabe, über Mißdeutungen, über Unverstand und jugendlichen Mutwillen hinwegzuhören und sie schweigend zu übersehen. Verzeihende Geduld und eiserne Selbstbeherrschung, unerschütterlicher Glaube an das Gute im Menschen und strahlender Optimismus kennzeichneten die Grundlagen seiner pädagogischen und fachlichen Unterrichtstätigkeit, in der er immer wieder helle Lichter aufzustecken verstand. Er war traditionsverbunden, ungemein zäh im Verteidigen des als richtig Erkannten, anderseits wieder unerschrokkener Bannerträger des Fortschrittes und neuer Methoden, der Sache der körperlichen Ertüchtigung der Jugend so verpflichtet, daß er das Ziel über den Weg stellte und den neuen Wegen einer jüngeren Generation in fairer Sportlichkeit eine Chance zu geben bereit war. Sein Wirken als Lehrer innerhalb und seine Tätigkeit als Förderer der Leibesübungen außerhalb der Schule ist ihm niemals nur Beruf und Mitarbeit, sondern Berufung und Verpflichtung gewesen. Aber es waren nicht nur die Worte und Belehrungen, die aus seinem Munde oder seiner Feder das Lob vernünftiger Leibesübungen kündeten, es war sicher mehr und wirkungsvoller noch sein Beispiel im aktiven Mithalten und im Maßhalten oder gar Verzichten, was billigen Genuß oder fraglichen Stimulus betraf. Was er forderte, leistete er selbst, ging es um Anstand, Zucht oder Höflichkeit, dem Landbuben gegenüber nicht weniger als dem Vorgesetzten. So wurde sein Menschsein nicht selten Beispiel und Anregung weit über die Schulzeit hinaus.

Mit seinem Antritt als Kantonsschullehrer nahm er auch die Tätigkeit als Zeitungskorrespondent und Mitarbeiter bei den «Bündner Turnblättern» auf. Gewiß würde eine Sammlung seiner seit 1911 in der Tages- und Fachpresse publizierten Beiträge, Berichte und Studien mehrere Bände füllen. Die Feder wurde je länger je mehr sein meisterhaft gehandhabtes «Kampfmittel». Damit begnügte er sich aber noch nicht, sondern gab in den zwanziger Jahren das Werk «Starke Jugend» heraus. Es sollte eine Anleitung zu sinnvoller, durch Turnen, Sport und Spiel geförderter und gesicherter Jugenderziehung sein. «Über 10 000 Stunden sitzt der Junge in den Schulbänken, bis er zur Matura zugelassen wird. Anstatt die freie Zeit vernünftig für Leib und Seele auszunützen, wird das schädliche Stillsitzen noch daheim übermäßig weiter betrieben, werden in schwachem Licht Augen, Nerven und Körperhaltung verdorben, wird der notwendige Schlaf gekürzt, die Reizbarkeit der Nerven gesteigert und durch Gifte zu betäuben versucht.» So mahnte Masüger in seinem ersten Werk die Jugend von damals.

Neben seiner recht anstrengenden Lehrtätigkeit an unserer Landesschule unterstützte der Verewigte die verschiedenen Turnen und Sport treibenden Schulvereine, mit besonderer Hingabe natürlich seinen KTV.

Aber auch die städtischen und kantonalen Vereinigungen turnerischer und sportlicher Art fanden in J. B. Masüger stetsfort und auf Jahrzehnte hinaus einen unermüdlichen Helfer und Förderer, und selten wohl verließ er eine Sitzung, Tagung oder Veranstaltung, ohne nicht auch gleich die Skizze oder gar das Manuskript für eine Publikation in der Tagespresse bereit zu haben. Gelegentlich schrieb er einen Bericht über eine Veranstaltung in den Pausen und steckte die Einsendung auf dem Heimweg in den Briefkasten einer Churer Tageszeitung. Er schrieb erstaunlich leicht und rasch, mit sicherer Beherrschung des deutschen Sprachgutes, freilich ohne sich vor dem ihm eigenen Pathos zu hüten, während anderseits eine besonders eindrucksvolle Bildhaftigkeit des Ausdruckes die J.B.M.-Artikel auszeichnete.

Die mit dem Ausbruch des zweiten Weltkrieges auch in Graubünden einsetzende Nachholaktion hinsichtlich der physischen Erziehung, vor allem auch die neue Vorunterrichtsbewegung fanden in der von Masüger geleisteten Vorarbeit eine treffliche Stütze. Der «Pro Corpore», einer schweizerischen Gesellschaft zur Förderung der physischen Erziehung, hat er viele Jahre als geschätzter Kursleiter

und Mitarbeiter gedient, wie er auch den Schweizerischen Turnlehrerverein und dessen Bündner Sektion mit Rat und Tat unterstützte.

Als J. B. Masüger 1944 in den Ruhestand trat, durfte er auf ein ungewöhnlich vielseitiges, verdienstvolles Wirken für Schule und Volk zurückblicken. Ruhestand bedeutete ihm in der Folge aber alles andere als Müßigsein. Nur sein täglicher Arbeitsweg war etwas kürzer geworden und führte ihn nicht mehr zur Turnhalle Sand, sondern ins Archiv und in die Kantonsbibliothek. Zwei Jahre nach seinem Ausscheiden aus der Lehrtätigkeit veröffentlichte er das 347 Druckseiten zählende, zahlreiche Abbildungen, Skizzen und Zeichnungen enthaltende Werk «Leibesübungen in Graubünden einst und heute», ein eigentliches Volksbuch, in dem die Frucht jahrelanger, systematischer und erstaunlich ergiebiger Sammeltätigkeit zur Geltung kam. Die alten Bewegungsspiele, Wettkampfformen, wie sie seit Jahrhunderten bis auf den heutigen Tag in so vielen Bündner Gemeinden noch zum Brauchtum gehören, das alles ist in diesem Standardwerk beschrieben und damit vor dem Vergessenwerden bewahrt worden.

Wenn dieses Bündnerbuch noch einzelne Abschnitte enthielt, die den ursprünglich festgelegten Rahmen sprengten und damit die Geschlossenheit des Werkes beeinträchtigten, so war dann seine nächste Publikation, das «Schweizerbuch der alten Bewegungsspiele», ein in jeder Hinsicht hervorragendes Werk, in Text, Illustration und Graphik gleichermaßen ausgezeichnet, ein Werk, das vor allem auch unsere Volkskundler hell begeistern mußte. J. B. Masüger besaß einen besonders entwickelten Sinn für das Aufspüren von Quellen und Materialien, vor allem aber eine äußerst gründliche Kenntnis der einschlägigen Literatur und Handschriften. Gerade diese besonderen Gegebenheiten befähigten ihn, zumal er sich bis vor etwa zwei Jahren arbeitsfähig und schaffensfreudig fühlte, ein weiteres Werk, eine vergleichende Studie über nordische und schweizerische Ring- und Wettkampfformen, zu verfassen. Es ist leider in nur drei Exemplaren vorhanden, wird aber bestimmt die Anerkennung jedes Sachverständigen finden.

Es darf hier auch dankbar festgehalten werden, daß J. B. Masüger stetsfort bemüht war, alte Geräte und Gegenstände aus dem Bündner Spiel- und Wettkampfgut zu sammeln und an Museen abzugeben. Auch darin zeigte sich sein fast leidenschaftliches Bemühen, wertvolles Gut vor dem Vergessenwerden zu bewahren.

J. B. Masüger besaß sein Heim im Stampagarten, und er war die markanteste Gestalt in diesem Wohnquartier, bei alt und jung bekannt und beliebt seines frohen und freundlichen Wesens wegen. Kaum einmal ging er an einem ihm bekannten Menschen vorbei, ohne ihm ein Scherzwort oder irgendeine bildhafte Redewendung zuzurufen. Hatte er jahrzehntelang an Mittwochnachmittagen die Turnerwiese als Kadetteninstruktor mit frohem Spiel belebt, wachte er nach seiner Pensionierung darüber, daß diese Rasenfläche nicht fremden Zwecken dienstbar gemacht wurde. In solchen Dingen kannte er keinen Spaß und setzte alle Hebel in Bewegung, um diese Tummelfläche der Jugend freizuhalten. Was heutzutage mit der Quader getrieben wird, hätte ihn bestimmt in Harnisch gebracht. Jahrelang führte er tagtäglich seine Enkel auf die Turnerwiese zu Spiel und froher Übung. Und wenn dann seine mächtige Stimme von der Straße herauf durch die geschlossenen Fenster dröhnte, dann gehörte dies einfach irgendwie zum vertrauten «Stampileben»; man wußte, daß alles noch wie früher war.

Nach seinem achtzigsten Lebensjahr kamen für den bis dahin so gesund und rüstig gebliebenen Mann verschiedene Beschwerden, die er aber lange mit eiserner Energie bekämpfte, auch mit Gymnastik und Selbstmassage. Im Verlaufe des Jahres 1963 sah man, daß seine Kräfte abnahmen. Wohl wehrte sich sein Wille gegen das Letzte, noch hätte er manches zu tun vorgehabt, doch war es anders bestimmt, und so mußte seine sterbliche Hülle am 18. Februar 1964 auf Daleu zu Grabe getragen werden, unter der echten Trauer seiner Angehörigen, der ehrenden Dankbarkeit vieler Freunde und Turnkameraden. Christian Metz

Dr. iur. Erwin Durgiai

Wenn man sich in schmerzvoller Trauer um den früh Abberufenen fragt, was ihn denn seinen zahlreichen Freunden so liebenswert machte, so war es nicht nur seine frohe, allzeit zu einem Scherz und einem munter-freundlichen Wort bereite Wesensart, sondern vor allem die eigenwillige, markante Prägung seiner Persönlichkeit, die ihm in jeder Lage eine eigene Meinung, ein freies Wort und ein selbständiges Urteil gestattete. Auf ihn war Verlaß in seltener Weise. Da gab es nichts Undurchsichtig-Verschwommenes, kein Sowohl-als-auch, und kaum etwas war ihm so sehr verhaßt wie das Erfolgshaschertum, das überall und zu allen Zeiten im öffentlichen Leben sich etwa einzunisten pflegt.

Nach seiner ganzen Gesinnung war er ein ausgesprochener Konservativer, ja ein Traditionalist. Kirche, Staat, Parteien, die führenden Männer des öffentlichen Lebens, das waren für ihn die Ordnungsmächte, zu denen er sich bekannte. Und früh schon, noch im Kantonsschulalter, da seine Kameraden sich mühsam ihren Weg erst ertasten mußten, stand für ihn die Richtung seines politischen Denkens und seines kommenden Wirkens unverrückbar und klar fest. Kaum die Schwelle zum Erwachsenenalter überschritten, gehörte er schon, dank seiner Aktivität und den geistigen Fähigkeiten, die ihm eigneten, den maßgebenden Gremien seiner Partei an. Er fand dort gerne Anerkennung, und man setzte große

Hoffnungen auf ihn. Aber es begann auch zugleich seine freundschaftliche Verbindung mit zahlreichen führenden Persönlichkeiten der ganzen katholischen Schweiz, mit denen er bald in fruchtbaren Kontakten stand. Es dürfte in der Schweiz kaum einen prononcierter konservativen Politiker, kaum eine Persönlichkeit des katholischen kirchlichen oder kul-

turellen Lebens gegeben haben, mit der der Verstorbene nicht fruchtbarlebendige Beziehungen unterhalten hätte. In seinen Mußestunden aber bereitete ihm besonderes Vergnügen, dem Leben und Wirken großer Männer früherer Zeiten nachzuforschen, und was er über sie schöpfte, äufnete sich in ihm als ein Schatz wertvollster Erkenntnisse und reicher Belehrung.

Und doch war der Verstorbene bei aller Konservativität ein innerlich völlig freier Mensch. Er trug keine Scheuklappen, anerkannte auch das anders Geprägte und suchte seine Freundschaften überall, wo ihm gleiche Offenheit und ehrliche Überzeugung begegneten.

Da er nicht nur aufgeweckt und geistig aufgeschlossen, sondern am öffentlichen Leben in höchstem Maß interessiert war, wurde er Jurist. Aber seinen Beruf verstand er im weitesten Sinn. Die juristische Disziplin bedeutete für ihn zwar beste Schulung in einer Wissenschaft, der unsere abendländische Kultur Höchstes verdankt. Aber das geistige Rüstzeug, das er an den Hochschulen zu Füßen verehrter Universitätslehrer sich aneignete, war nicht dazu bestimmt, ihn zu stempeln und in die Enge eines bloßen Juristendaseins zuzupferchen. Seine Interessen und innern Bedürfnisse waren viel umfassender. Er gehörte zu den seltenen Gestalten, die über ihren Berufskreis weit hinauswachsen und auf höherer Ebene Schöpferisches und Gültiges zu leisten vermögen. Mit unverbrüchlicher Treue bekannte er sich namentlich zu seinem romanischen Erbe und lieh ihm mit ganzem Einsatz seine besten Kräfte. Schon als Student gehörte er den obersten Zirkeln der romanischen Kulturbewegung an. Und als die Romanen in den dreißiger Jahren aufgerufen waren, sich für die Anerkennung ihrer Muttersprache als vierte Landessprache einzusetzen, da zählte der junge Student Durgiai zu den besten Herolden, die die romanischen Postulate über die Grenzen des Kantons hinaus trugen und verfochten. Seither war und blieb ihm nichts so sehr ans Herz gewachsen wie der Kampf um die Erhaltung des Romanischen. Ihm galten die vielen einsamen Stunden in stiller Studierstube, die er verbrachte, und die nächtliche Lampe leuchtete über manchem romanischem Manuskript. Aber auch die Sammlung deutscher Ansprachen, welche er als Chronist des Romanentums am Radio Zürich im Laufe der Jahre hielt und unter dem Tiel «Rhätische Erde — romanisches Erbe» anno 1952 veröffentlichte (übrigens eingeleitet durch ein Vorwort aus der Feder von Alt-Bundesrat Philipp Etter), trägt den Stempel seiner Kulturbeflissenheit.

Das Romanentum war zwar sein geistiger Heimatboden. Aber es vermochte ihn nicht irgendwie zu beengen, er war in ihm nicht befangen. Die Weite seines Blickes befähigte ihn vielmehr, auch überall sonst mitzuwirken, wo er Gelegenheit zu kultureller Betätigung fand. So verwundert nicht, daß der Verstorbene auch dem Herausgeberkomitee und Mitarbeiterstab unseres «Jahrbuches» angehörte, mit dem er innerlich stark verbunden war und dessen gutes Bestehen ihn aufrichtig freute.

Früh schon beschatteten den Verstorbenen herbe Schläge des Schicksals. Als Kantonsschüler verlor er seine Mutter, und der Student mußte seinen Vater zur letzten Ruhe geleiten. Diese frühen Leidenserfahrungen ließen ihn innerlich erahnen, daß ihm selbst gleichfalls eine kurze Lebensbahn beschieden sei. Er richtete sich darauf ein und ordnete sich dieser inneren Stimme unter. Aber nie gab er sich deswegen verzagt oder bedrückt, auch nachdem sich die ersten Beschwerden und mahnenden Zeichen schon längst bemerkbar gemacht hatten. Sein ganzes Wesen strahlte bis zur letzten Stunde fröhliche Unbeschwertheit aus. Und wenn man sich auf der Straße etwa begegnete, was in den letzten Jahren freilich fast nur noch zufällig geschah, weil eben die harte Fron der vielen Verpflichtungen jeden von uns beanspruchte, dann leuchtete es in ihm auf, steckte an, gegenseitige Scherzworte fielen, und nach kurzer Begegnung war man innerlich froh gestimmt und trennte sich mit einem Lachen oder Lächeln.

Sein Frohmut war dazu angetan und darauf ausgerichtet, andere Menschen froh zu stimmen. Gibt es aber etwas Schöneres, als eines lieben Verstorbenen trotz allem Schmerz mit Freude und einem stillen Lächeln der dankbaren Erinnerung zu gedenken? Dr. Erwin Durgiai verstarb am 20. März 1964 in seinem 51. Altersjahr. Peter Metz

Dr. phil. Eugen Heuß

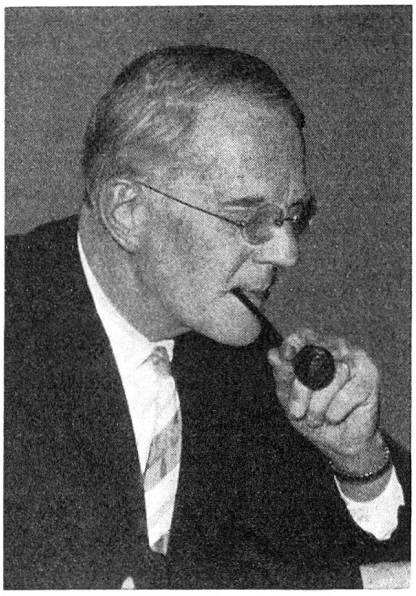
Eugen Heuß wurde am 7. Juni 1900 als ältestes Kind des Apothekers Eugen Heuß in Chur geboren und am 3. April 1964 in Chur kremiert.

Die stattliche Apotheke mit dem goldenen Löwen über der Türe steht in der oberen Reichsgasse. Laut zählt der Uhrenschlag des nahen Martinsturmes die eilende Zeit. Mächtig brausen die Glocken am Samstagabend herein und rufen am Sonntag zum Gottesdienst. Wer Ohren hat zu hören, kann hier schon nachdenklich werden. Ich erinnere mich an Eugens Großvater, einen kleinen, leutseligen Herrn, der kein Kind entließ, ohne ihm zum Pillenschächtelchen oder Tropfenfläschlein noch freundlich einen Stengel «Süßholz» mitzugeben.

Mit 7 Jahren verlor Eugen die Mutter. Die Kinder, Eugen und die Schwestern Jula und Lotte, wohnten ein paar Jahre im Freieck bei der Großmutter Lendi. Nach der Wiederverheiratung des Vaters vereinigte sich die Familie wieder. Eugen hat der Stiefmutter, geborene Tatti, Zeit seines Lebens Dankbarkeit und Verehrung entgegengebracht. Er verlebte glückliche Primarschuljahre in der noch kleinen, gemütlichen Stadt zwischen den Waldbergen. Das Lernen ging ihm leicht und war ihm Freude. Das Gymnasium darauf scheint ihn recht eigentlich angefeuert zu haben. Er gründete einen Kantonsschülerverein «amici literarum naturae»; die Naturwissenschaften fesselten ihn schon früh. In sommerlichen Ferientagen streifte er auf der Lenzerheide nach allen Richtungen und auf alle Höhen den Pflanzen nach, das rote Haar fliegend im freien Bergwind. Schon der Zwanzigjährige entwarf Vegetationsskizzen vom Lenzerheidsee, die im Jahresbericht der Naturforschenden Gesellschaft erschienen. Im selben Jahr, 1921, brachte das Monatsblatt seine «Hauptentwicklungsphasen der Botanik in Graubünden».

Den Naturwissenschaften wandte sich dann auch der junge Student in Zürich zu. Die Deszendenztheoretiker Tschulock und der Philosophiedozent der ETH, Fritz Medicus, regten ihn besonders an; Naturphilosophie und Erkenntnislehre rückten in den Vordergrund des Interesses. Von der Botanik zur Biologie, von der Biologie zur Naturphilosophie, so weiteten sich die Kreise.

Heuß übersiedelte nach Leipzig. Hier waren es die Professoren Hans Driesch und Felix Krüger, die ihn so stark beeinflußten, daß er sich zentral



der Philosophie verschrieb. Viele Jahre später gab Heuß einen Sammelband von Krügers Schriften «zur Philosophie und Psychologie der Ganzheit» heraus; er schickte eine profunde Einführung voraus. Zehn Jahre lebte er in Leipzig, wo sein Onkel, Dr. Alfred Heuß, als Musikwissenschafter wirkte und ihm eingehende musikwissenschaftliche Kenntnisse und Interessen vermittelte, wie er denn überhaupt nicht bei engeren Fachstudien blieb, sondern sich auf den Gebieten der Literatur, Malerei, ja, der politischen Zeiterscheinungen mit kritischem Blick umsah. Seine Studien schloß er mit der Dissertation ab «Rationale Biologie und ihre Kritik; eine Auseinandersetzung mit dem Vitalismus H. Drieschs». Heuß' philosophischer Richtungspunkt war, der Biologie eine erkenntnistheoretische Grundlage zu geben, die an Kants Kritik der Urteilskraft orientiert wäre. Ich weiß von Professor Eberhard Grisebach selbst, welche Hoffnungen er auf «seinen Schüler Heuß» setzte.

Im Jahre 1938 fand Eugen Heuß in Margrit Brunner eine verständnisvolle, tapfere Lebensgefährtin. Er übersiedelte nach Basel und trat schließlich in den Spezialdienst des baselstädtischen Polizeidepartementes. Die philosophischen Interessen mußten warten, die philosophischen Arbeiten, auch als Mitglied des Anthropologischen Instituts der Stiftung Lucerna, mußten zurücktreten; denn Heuß war nicht der Mann, an seinem Posten halbe Arbeit zu leisten. Diesen «wissenschaftlichen Spezialdienst» meisterte er in einer Weise, daß ihm sein Departementschef, Regierungsrat Hauser, höchstes Lob spendete. Die ideologischen Auseinandersetzungen der Kriegs- und Nachkriegszeit waren zu überprüfen. (Man lese z. B. seine Arbeit «Der Kommunismus in der Zeit zwischen dem 20. und 21. Parteitag der KPdSU», Basel 1959, 75 S., vervielf.) Es galt, geistige Landesverteidigung zu mobilisieren. Unzählige Rapporte, Gutachten, Untersuchungen, Vorschläge waren abzufassen, und immer beeindruckte darin seine umfassende Bildung, seine zuverlässige Gründlichkeit, sein unbestechliches Urteil.

Die philosophische Arbeit verkümmerte doch nicht; die Nächte sind lang. Ihnen hat er viel stille Arbeit abgerungen. Längere Zeit war er Präsident der Basler Philosophischen Gesellschaft und im Vorstand der Schweizerischen philosophischen Gesellschaft. Wie sorgfältig er sich umsah, zeigt seine Bibliographie der philosophischen, psychologischen und pädagogischen Literatur in der deutschsprachigen Schweiz (1900 bis 1940), die er mit P. Kamm, H. Kunz und M. Landmann besorgte (Basel 1944). Besondere Freude machten ihm seine Kurse und privaten Vorlesungen, vor allem die Kurse, die er in den zwei letzten Wintersemestern am Abendgymnasium Platonäum erteilte. Der letzte Kurs dauerte bis März und fand begeisterte Zuhörerschaft. Wenige Tage vor seinem Hinschied faßte er dieses sein

Descartes Seminar zusammen und stellte jedem Teilnehmer eine Abschrift zu. Neue Themen wurden geplant in beglückender Vorfreude und Arbeitslust. Aber am 31. März, nach einem strengen Arbeitstag, wartete auf seinem Heimweg der Tod auf ihn. Sein Herz stand still.

Habe ich Eugens Lebensabriß klar und wahr gezeichnet? Ich hoff es. Aber wer gibt mir die Worte, die sein zartes Wesen deuten oder doch andeuten? «Die Sprache, scheint es, ist nur für Durchschnittliches, Mittleres, Mitteilsames erfunden», sagt Nietzsche. Nach langem Abwägen habe ich zwei Wörter gewählt: vornehm und gütig. Nie hätte er etwas getan, das nicht ganz korrekt gewesen wäre, nie sich nach vorne gedrängt, nie die Ellbogen gebraucht, nie Reklame für sich gemacht, nie nach oben geschmeichelt, nach unten gedrückt. Es war etwas Verhaltenes und Scheues in ihm, das ihn zum Abstand drängte. Er wäre vereinsamt, hätte ihn die Güte seines Herzens nicht unter Menschen geführt und ihm Freunde gegeben, die nie an ihm irre wurden. Seine tüchtige Frau, zwei Söhne und zwei Töchter erfuhren diese Güte täglich. Sie haben die zweite Hälfte seines Lebens erhellt und durchwärmt, was ihn bis zum Rande mit Dank füllte. Aus dieser Güte quoll sein Bedürfnis, zu schenken, aus dem tiefen Born seines Wissens mitzuteilen. Er war ein Lehrer im Sinne der griechischen Weisen. Niemanden schloß er aus, wenn er ein unscheinbares Pflänzlein, Pilze, Gestein erklärte, nicht den Fremden, der seinen Wanderweg kreuzte, wenn immer er nur Interesse voraussetzen durfte. Mit sichtlicher Freude erzählte er etwa von Instruktionskursen für Basler Polizeirekruten. Eine lange, glückliche Stellvertretung nach Ausbruch des Krieges an der Bündner Kantonsschule hatte er lange dankbar in Erinnerung. Und so auch seine Schüler.

Seine Nächsten und Freunde warteten mit Ungeduld auf die Habilitation an einer Schweizer Universität; er besaß das Zeug dazu. Vergebens. Eine unaufhebbare Hemmung verunmöglichte ihm, so manche Arbeit, die ihn empfohlen hätte, zu veröffentlichen. Sie war für ihn nie ausgereift, nie gut, nie neu und wertvoll genug. Gar diese und jene Schritte zu tun, die eben nötig sind, will man entscheidenden Ortes bekannt und gefördert werden, war ihm unmöglich. Professor Häberlin sagte mir einmal mit fast ärgerlichem Bedauern, wie schwer es sei, Heuß «vorwärtszubringen». Zu seiner schönen Vornehmheit, zu seinem geistigen Adel gehörte ein verletzlicher Stolz, der ihn zurückhielt, in grelle Öffentlichkeit zu treten.

Ich vermute, daß unter seinen unveröffentlichten Arbeiten sich fertige Sachen finden, und es wird schöne Aufgabe seiner Kollegen sein, sie zu sichten und ans Licht zu bringen. Diese Aufsätze werden die verschiedensten Gebiete beschlagen — ich denke z. B. an seinen Aufsatz über Lambert —, aber sie werden überzeugen durch wissenschaftliche Gründlichkeit und einnehmen durch vornehme Sprachkultur.

Wenn er verbraucht und müde war, floh er nach Chur herauf und weiter auf die Lenzerheide. Dann schritt der große, hagere Mann einsam mit jugendlichen Schritten und gespanntem Blick auf Jugendpfaden den Blumen nach. Oder er kehrte in Chur auf der Kantonsbibliothek bei seinem alten Freund Gian Caduff ein. Oder er erschien oben am ländlich umbuschten Prasserieweg im Atelier Leonhard Meißers, dessen künstlerische Entwicklung er verfolgte und dessen Meisterschaft ihn freute. Oder er läutete die Hausglocke auch bei mir. Dann nahm er die Treppe in ein paar leichten Sätzen. Und trat zögernd und leicht verlegen ein, immer mit ein paar Blumen für meine Frau. Beim «Schwarzen» entwickelte sich dann das Gespräch rasch. Immer war er der Gebende. Wenn er die schwer strapazierte Pfeife für kurze Zeit in den Aschenbecher legte, dann gab's eine Steigerung. Er berichtete zornig von einer Mutter Unverstand, die einem Kind nachsah, massenhaft Blumen abzureißen, von der Verschandelung seiner geliebten Heidgegend. Oder aber er belehrte über Heidegger oder kam auf irgendeine Seite von Goethes Werken zu sprechen. Dann spürte man, mit welch seismischer Sensibilität er einen Schriftsteller, Philosophen und Dichter las, die Welt, die Zeit und ihre Spannungen erlebte; seine Gesichtszüge spiegelten den feinen Wellenschlag seines Geistes. Dann erkannte man auch die leise Tragik dieses so selten geistigen Menschen, eine Tragik, die Eugen Heuß nur ganz selten und sehr scheu andeutete.

Er verfolgte alles, was in Graubünden ging, freute sich über junges Schaffen, über die «Rätia», über das «Jahrbuch», über alles, was «Kultur» zu gestalten versuchte.

Ich sah ihn zuletzt in der Unterführung auf dem Bahnhof. Er kam mit einem mächtigen Rucksack leichten und raschen Schrittes daher, das Gesicht unter dem weißgewordenen Haar tiefgerötet von der Bergsonne, die Züge aufgeheitert, die Augen aus der Brille strahlend; die Berge hatten ihn freundlich empfangen. Aber — «es wird doch zu vieles verhunzt in Graubünden», sagte er traurig beim Einsteigen. Und er winkte lieb aus dem anfahrenden Zug — zum letztenmal.

Martin Schmid

Prof. Dr. h. c. Alfred Kreis

Am 2. April 1964 ist in Chur Professor Dr. h. c. Alfred Kreis nach einem reichen, erfüllten Leben von uns gegangen.

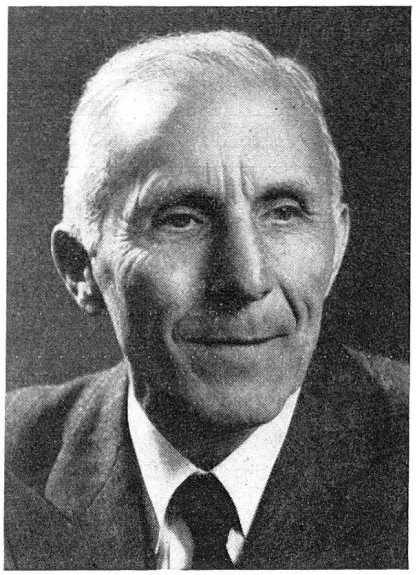
Alfred Kreis ist am 6. Oktober 1885 in Steckborn geboren. In Frauenfeld, wo sein Vater als Regierungsrat wirkte, hat er die Primarschule und die Kantonsschule besucht. Über sein Studium an der Eidgenössischen Technischen Hochschule und über seine spätere Lehrtätigkeit an der Bündner Kan-

tonsschule lassen wir ihn selber in seiner schlichten, ansprechenden Art berichten:

«Während der letzten Studienjahre war ich auch Assistent für darstellende Geometrie bei Prof. Großmann. Nach bestandener Diplomprüfung in Physik und Mathematik übernahm ich eine Assistentenstelle bei Prof. Dr. Pierre Weiß. Die experimentelle und theoretische Arbeit unter der Leitung dieses hervorragenden Wissenschafters förderte mich außerordentlich. Einen reichen Gewinn, den ich ebenso hoch einschätze wie die wissenschaftliche Berufsbildung, brachten mir die Zürcher Jahre hinsichtlich der Vertiefung meiner Lebensauffassung und in meiner Beziehung zur Kunst, vor allem zur Musik. Ich besuchte die Vorlesungen des Philosophen Saitschik, des Pädagogen Förster, die Vorträge von Leonhard Ragaz und die Predigten von Hermann Kutter. Im akademischen Abstinentenverein Libertas diskutierten wir die sozialen Fragen, und im Gemischten Chor Zürich sang ich unter der Leitung von Volkmar Andreae. Das aktive Miterleben der Missa solemnis Beethovens, der Matthäuspassion Joh. Seb. Bachs und vieler anderer großer Chorwerke hat die nachhaltigste Wirkung und die lebendigsten Erinnerungen in mir hinterlassen.

Im Jahre 1910 übernahm ich eine Stellvertretung an der Bündner Kantonsschule und wurde im gleichen Jahr zum ordentlichen Lehrer gewählt. Ich hatte zuerst den Unterricht in Physik, Mathematik und vorübergehend auch in Chemie zu erteilen, später verlagerte sich meine Unterrichtstätigkeit fast ausschließlich auf Physik. Während der 41½ Jahre langen Lehrtätigkeit an der Bündner Kantonsschule hat mich immer Freude an meinem Beruf und an meinem speziellen Lehrfach erfüllt. Meine Zuneigung zur heranwachsenden Jugend drängte mich dazu, auch außerhalb der Schule mit ihr in Fühlung zu treten. Als Abstinent widmete ich mich der Curia, und in den Ferien machte ich mit Schülern und Schülerinnen jeweils etwa vierzehntägige Wanderungen, an denen sich auch andere junge Leute, meine Geschwister und manchmal auch meine Frau beteiligten. Wir wanderten abseits vom großen Fremdenverkehr, kochten meist selbst und suchten Unterkunft bei den Bauern und Älplern auf Heu und auf Stroh. So lernte ich Graubünden, meine zweite Heimat, kennen.»

Auch das wissenschaftliche Werk von Prof. Kreis ist im stillen, beinahe im verborgenen gewachsen: Die Familie



des im ersten Weltkrieg gefallenen Dr. Dietz, der im Jahre 1907 in Davos den ersten registrierenden Seismographen in der Schweiz aufgestellt hatte, stiftet im Herbst 1915 das Instrument durch Vermittlung des Kurvereins Davos der Kantonsschule in Chur, und Prof. Kreis ist sofort bereit, es im Souterrain des Nebengebäudes aufzustellen und trotz der schweren Bürde der Schularbeit Tag für Tag zu bedienen. Es zeigt sich bald, daß ein empfindlicheres Instrument wertvolle Aufschlüsse über den Bau der Alpen und das Innere der Erde geben könnte; Prof. Kreis geht daher mit großem experimentellem Geschick daran, einen Dreikomponentenseismographen de Quervain-Piccard mit einer trägen Masse von 13 000 kg zu bauen. Dazu muß er sich zuerst Werkstattmaschinen kaufen und selber einen Feinmechaniker anstellen. Man wird, wenn man ihn mit so einfachen Mitteln arbeiten sieht, an große Naturforscher vergangener Jahrhunderte erinnert. 1926 ist es so weit, und rasch wird die Erdbebenwarte Chur berühmt und trägt den Namen unserer Stadt hinaus in alle Welt. Nun wird das Instrument gepflegt und gehegt und immer weiter verbessert, es hat auch heute, nach bald vierzig Jahren, nichts an seiner Bedeutung für die Erdbebenforschung eingebüßt. Immer noch zeichnen seine Zeiger, lange Strohhalme mit einer feinen Metallspitze, jede leiseste Erschütterung der Erde tausendfach vergrößert auf. 1938 konstruiert Prof. Kreis zusammen mit Dr. Wanner, dem Chef des Eidg. Seismologischen Dienstes, den großen Vertikalseismographen für die Erdbebenwarte Zürich.

Auch auf einem anderen, benachbarten Gebiet hat Prof. Kreis hervorragende, bahnbrechende Arbeit geleistet: Angeregt durch den Geologen Prof. Cadisch, baut er 1931/32 im Auftrag des Eidg. Amtes für Wasserwirtschaft seinen ersten tragbaren Seismographen. 1935 entsteht in der gleichen Werkstatt eine ähnliche, verbesserte Apparatur für die Gletscherkommission der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft. Mit diesem Instrument werden in den folgenden Jahren in der ganzen Schweiz sehr viele Erschütterungsmessungen und seismische Sondierungen ausgeführt, sei es, um die Beschaffenheit von Gesteinen zu ermitteln, sei es, um die Tiefe eines Felsuntergrundes zu bestimmen. Im Oberhalbstein und in Andermatt, auf dem Morteratschgletscher, auf dem Unteraargletscher und an vielen anderen Orten bewähren sich die Instrumente und die Auswertemethoden, die Prof. Kreis entwickelt hat. Später werden die Erinnerungen an die Gletschermessungen in Zusammenarbeit mit Dr. Wilhelm Jost und anderen Kollegen sowie mit Schülern und Studenten zu den schönsten seines Lebens gehören.

Ich muß es mir versagen, über die uneigennützige Arbeit von Prof. Kreis für das Lichtklimatische Observatorium in Arosa, für die Wetterstation Chur und den zivilen und militärischen Wetterdienst zu berichten, und kann auch sein reiches Wirken als Mit-

glied der Gletscherkommission und der Meteorologischen Kommission sowie in den Vorständen der ihm lieb gewordenen Naturforschenden Gesellschaft Graubündens, der Musikschule, der Volkshausgesellschaft Chur und der Wohngenossenschaft Segantinistraße nur erwähnen.

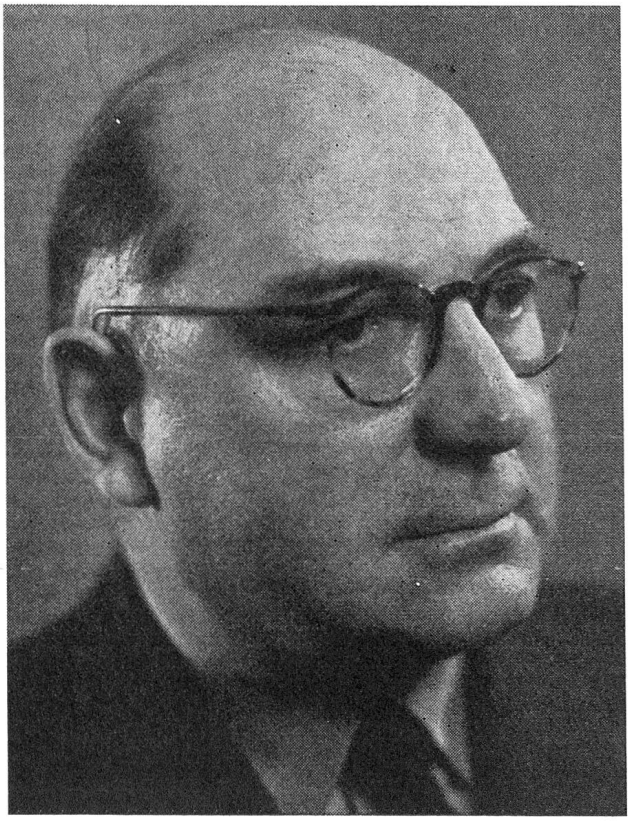
Professor Kreis ist 1950 von der Eidgenössischen Technischen Hochschule «in Anerkennung seiner erfolgreichen experimentellen Arbeiten auf dem Gebiete der Erdbebenkunde und der angewandten Seismik und seiner verdienstvollen Tätigkeit für die schweizerische Naturforschung im allgemeinen» mit der Würde eines Ehrendoktors der Naturwissenschaften ausgezeichnet worden. Der Schweizer Alpenclub und die Naturforschende Gesellschaft Graubünden haben ihn zu ihrem Ehrenmitglied ernannt, um ihm zu danken für seine große und wertvolle Arbeit im Dienste der Erforschung der Alpen und der Naturforschung im allgemeinen. Und alle die vielen Menschen, denen er im Leben in irgendeiner Weise geholfen hat, werden ihn in dankbarer Erinnerung behalten.

Reto Florin

Prof. Dr. phil. et h. c. Paul Casparis

Am 20. Juni 1964 verstarb in Thun Professor Dr. Paul Casparis, Bürger von Davos, Thusis, Fürstenaubruck und Bergün, im Alter von 75 Jahren.

Paul Casparis wurde am 18. September 1889 in Davos als Sohn eines Bäckermeisters und Konditors geboren. Im Alter von 14 Jahren trat er in die Gymnasialabteilung der Evangelischen Mittelschule in Schiers ein. Nach bestandenem Maturitätsexamen absolvierte er, dem damaligen Ausbildungsgang für Apotheker entsprechend, zunächst in der Goldenen Apotheke in Basel das Praktikum und bezog hierauf die dortige Universität, wo er das Eidgenössische Apotheker-Diplom erwarb und 1917 zum Dr. phil. promovierte. Nach einer kurzen Zeit praktischer Tätigkeit als Apotheker kehrte er wieder an die Universität Basel zurück und wurde daselbst Assistent am Pharmazeutischen Institut. Bereits im Jahre 1920 erfolgte seine Ernennung zum Privatdozenten für das Fach Pharmazie, womit eine reiche wissenschaftliche und akademische Tätigkeit ihren Anfang nahm. Das ganz besondere Interesse des jungen Wissenschafters galt den Pflanzeninhaltsstoffen als Wirksubstanzen von Arzneidrogen. Seine Untersuchungen auf diesem Gebiet fanden 1927 durch die Beförderung zum Extraordinarius die verdiente akademische Würdigung und veranlaßten in der Folge die Basler Regierung, Paul Casparis 1928 einen Lehrauftrag für Pharmakochemie zu erteilen. 1932 erfolgte seine Berufung als Ordinarius für Pharmazie an die Universität Bern und als Direktor an das eben neu gebaute Pharmazeutische Institut als Nachfolger von Professor Alexander Tschierch. Für Basels Universität bedeutete Casparis' Weggang einen großen Verlust, der im Abschiedsschreiben des damaligen Dekans der Naturwissenschaftlichen Fakultät beredten Ausdruck fand.



In Bern entfaltete Paul Casparis nicht nur eine rege wissenschaftliche Tätigkeit als Universitätslehrer, er hat auch seine ganze Kraft der Gesamtuniversität zur Verfügung gestellt. Nachdem er 1936–1938 das Amt eines Dekans der Medizinischen Fakultät mit der ihm eigenen Gewandtheit und Umsicht bekleidet hatte, wurde er 1945–1946 Rektor der Universität Bern. In dieser Zeit hat er in einem Memorandum zuhanden der Behörden und der Universitätsorgane auseinandergesetzt, daß eine weitsichtige und großzügige Planung in baulicher und personeller Hinsicht nötig sei, um der Universität auch in Zukunft die Erfüllung ihrer Aufgaben zu ermöglichen. Diese «Denkschrift Casparis» ist in die Annalen der Universität Bern eingegangen, und viele der niedergelegten Postulate konnten inzwischen realisiert werden, andere sind durch die sich überstürzende Entwicklung

bereits überholt, und manche harren noch der Verwirklichung.

Paul Casparis hatte eine besondere Gabe, künftige Entwicklungen vorauszusehen, und war deshalb immer bestrebt, vorauszuplanen und auch Neuerungen einzuführen. Diese Gabe hat sich vor allem auf dem Gebiete seines angestammten Berufes als Apotheker sehr segensreich erwiesen. Als wissenschaftlicher Redaktor der «Schweizerischen Apotheker-Zeitung» hat er schon früh erkannt, daß diese, als eigentliches Standesorgan konzipiert, den rasch wachsenden wissenschaftlichen Erkenntnissen auf pharmazeutischem Gebiet auf die Dauer nicht genügend Rechnung zu tragen vermöge. So gründete er mit einem Kollegen das rein wissenschaftliche Journal, die «Pharmaceutica Acta Helvetica», deren erster Redaktor er von 1926–1955 war. Diese Zeitschrift hat unter seiner Führung weltweites Ansehen erlangt und zählt sogar Nobelpreisträger zu ihren Mitarbeitern. Aber nicht nur die Entwicklung der rein wissenschaftlichen Seite des Apothekerberufes, dem Paul Casparis sich zeitlebens verbunden und verpflichtet fühlte, lag ihm am Herzen, sondern er bemühte sich auch, den praktischen Auswirkungen, die sich aus den Neuerungen auf dem Gebiete der Heilmittel ergaben, zum Nutzen der Allgemeinheit solide Grundlagen zu schaffen. So war er maßgebend an der Gründung und Leitung der Arzneimittelprüfungsanstalt des Schweizerischen Apothekervereins beteiligt, die dann später in der Interkantonalen Kontrollstelle für Heilmittel (IKS) aufging. 1937 wurde Paul Casparis vom Bundesrat in die Eidgenössische Pharmakopöe-Kommission berufen, die er in den Jahren 1945 bis 1954 sogar präsidierte. Diesem Gremium von Medizinern, Pharmazeuten und Chemikern kommt die Aufgabe zu, das Schweizerische Arzneibuch dem jeweiligen Stand der medizinischen Forschung anzupassen. Auch hier hat der Verstorbene seinen Weitblick damit bewiesen, daß er für eine fruchtbare Entwicklung des Schweizerischen Arzneibuches die Schaffung einer ständigen Pharmakopöe-Kommission verlangte, der gleichzeitig ein eigenes Laboratorium für experimentelle Arbeiten beigegeben ist. Die Zeit hat ihm Recht gegeben: seine Forderung wurde im Jahre 1945 durch Beschluß der Eidgenössischen Räte Wirklichkeit und hat sich in den seither verflossenen zwanzig Jahren glänzend bewährt.

Wie groß das Ansehen war, das Paul Casparis im Laufe seines erfüllten Lebens durch seine Fähigkeiten und seine Leistungen erwarb, vermögen die vielen Ehrenmitgliedschaften und seine Ehrendoktorate (Lausanne 1948, ETH Zürich 1955) zu bezeugen.

Der vorliegende bescheidene Versuch einer Würdigung müßte sehr unvollständig bleiben, wenn nicht auch noch ganz besonders des Menschen Paul Casparis gedacht würde. Als der Schreibende sich für das Fachstudium an der Universität Bern inskribiert hatte und sich zu Beginn des Sommersemesters 1938 bei seinem Hauptlehrer Casparis vorstellte, da wurde er von diesem mit einer Herzlichkeit begrüßt, als zähle er zu seinen alten Bekannten. Dieses Wohlwollen und die Güte, die da ausstrahlten, waren nicht nur im persönlichen Kontakt so eindrücklich wahrzunehmen, sie wurden auch in seinem Unterricht spürbar. Es war jeweils eine Freude für uns Studenten, seine anregenden und begeisternden Vorlesungen in pharmazeutischer Chemie zu besuchen. Die Aufzeichnungen im Kollegbuch wurden in der Mittagszeit jeweils unter Verzicht auf den sonst üblichen Kaffeejaß fein säuberlich abgetippt, so hoch schätzten wir seine Ausführungen. Paul Casparis besaß ein außergewöhnlich konziliantes und kollegiales Wesen. Kaum hatten wir unser Staatsexamen in der Tasche, begrüßte er uns schon mit einem weithin schallenden und freundlichen «Ah, guten Tag, Herr Kollega!» So ist ein vorbildlicher akademischer Lehrer, der seinen Studenten stets ein väterlicher Freund war, ein unermüdlicher Wegbereiter der schweizerischen Pharmazie und ein Frohmut und Lebensbejahung ausstrahlender lieber Kollege dahingegangen, der uns allen ein Vorbild echter Menschlichkeit bleiben wird.

Kuno Meyer

Mara Corradini

Am 5. Juli 1964 starb im Spital in Schuls die Senter Malerin Mara Corradini, die um die Jahrhundertwende zu den bekanntesten Bündner Malern zählte, aber einer anderen Richtung angehörte als etwa die bald bekannt werdenden Giacometti. Mara Corradini wurde am 5. Dezember 1880 in Neapel geboren, wo ihr Vater Kupferwerke besaß. Nach der Schulzeit und einem Pensionatsjahr in Dresden begann sie ihre künstlerischen Studien in Neapel, zusammen unter andern mit Silverio, der später lange Jahre die Akademie von Rom leitete. Dann aber ging sie nach Berlin, wo damals Liebermann und Corinth der Malerei ein neues Gesicht gaben, und nach Weimar zum Grafen Kalkreuth; in beiden Städten schloß sie sich dem hellichten Naturalismus an, dem sie treu blieb.

Erst nach dieser Schulung ging sie nach Paris und arbeitete dann teils in Neapel, teils in Antwerpen, das ihr zur zweiten Heimat wurde und das sie im Winter bis in die letzten Jahre aufsuchte. Den Sommer aber verbrachte sie meist im elterlichen Haus in Sent, das sie mit ihrem Bruder Andrea aus Neapel und dessen Familie teilte. In den Ausstellungen in Chur, die damals nur alle paar Jahre stattfanden, wurden ihre Bilder sehr beachtet. Bald konnte sie in Rom, Paris, Bordeaux, Brüssel, Antwerpen und London ausstellen. Als Dame von Geist, Kultur, Persönlichkeit erhielt sie in allen Ländern Zutritt zur Gesellschaft und fand dort auch die Modelle für ihre Bildnisse, die sie durch die sichere Naturbeobachtung, den Sinn für die Distinktion der Erscheinung, den Blick für das Persönliche zur gesuchten Proträtmalerin machten.

Für Graubünden ist Mara Corradinis Bildnis des Dichters Peider Lansel von besonderer Bedeutung. Damals

war das sichere Treffen der Ähnlichkeit die wesentliche Vorbedingung für ein gutes Porträt, und darin war die Malerin Meisterin. Aber immer sind es auch die malerischen Qualitäten, die ihre Bildnisse anziehend erscheinen lassen. Diese sind repräsentativ nicht allein für die damalige Proträtauffassung, sondern auch für eine bestimmte Gesellschaftsschicht, in der Mara Corradini lebte und für die sie arbeitete. Auch ohne die Dargestellten

zu kennen, findet der Betrachter Kontakt mit den Porträtierten, die sein physiognomisches Interesse fesseln, und zugleich wird er durch die Art der künstlerischen Darstellung und die malerische Ausführung angeregt. — Heute, da das Bildnis als Aufgabe der Malerei immer mehr zurückgedrängt, die Malerei durch die Photographie ersetzt wird, erinnert man sich mit Staunen der Zeit, als das Bildnis eine Hauptaufgabe der Malerei war und von den Künstlern mit großer Sorgfalt behandelt wurde.

Mara Corradini war aber nicht Spezialistin für das Porträt, sie war Malerin des Lebens, der Menschen, der Sitten, der Tiere und der Blumen. In Italien und in Belgien-Holland malte sie das Leben des Landes und der Zeit in Landschaten und noch mehr in Genrebildern, dabei stets der Wirklichkeit verbunden bleibend, mit Genauigkeit malend, was sie sah. Die Neapeler Malerschule war seit dem 17. Jahrhundert durch einen ausgesprochenen Realismus und Naturalismus ausgezeichnet, den die Künstlerin wohl schon in den Kinderjahren unbewußt in sich aufnahm und dann in der neuen naturalistischen Aera zu kultivierter Pflege brachte. Sie malte Familienszenen, belgische und holländische Volkstypen, Fischer, Landleute, das Dasein des Volkes, blieb aber ganz unbeeinflußt vom Pathos der beginnenden sozialen Malerei, weil sie als Malerin das Leben in seinem Alltag betrachtete und sich von jeder literarischen oder gefühlsbetonten Auffassung frei hielt. Gerade ihre vornehme Schlichtheit und Sachlichkeit in der Wiedergabe des Lebens mögen der Künstlerin die Anteilnahme der Kunstfreunde gewonnen haben. Während heute die Bündner Maler und Malerinnen in der Heimat bleiben und von hier an den Kunstströmungen der Gegenwart teilnehmen, gehörte Mara Corradini, von Geburt Auslandschweizerin, zu jenen Bündnern, die es in die Ferne treibt und die sich in einer fremden Umwelt einen Namen machen. Ein Ausnahmefall unter den Schweizer Künstlern war es, daß sie statt in Paris in Belgien ihre Tätigkeit ausübte. Die Malerin war verheiratet mit dem Italiener Giovanni Sommariva, von dem sie aber später getrennt lebte. Ulrich Christoffel

Turo Pedretti

Als der am 17. Juli 1964 verstorbene Maler Turo Pedretti im Atelier seines Hauses in Celerina aufgebahrt war, hing ein eindrucksvolles Bild hinter seinem Sarg. Der Tag- und Lichtmensch Turo Pedretti hatte vor einigen Jahren eine Mondnacht im dunklen Wald mit zwei Bergkuppen vor dem Himmel und zwei roten Kühen auf der Wiese gemalt, wie schon früher einmal eine winterliche Mondnacht entstanden war. Diese Stimmung des Verhüllten, Nächtlichen erschien jetzt wie eine Vorahnung seines Leidens und Todes. Doch war ihm im Jahre seiner Krankheit noch eine große Freude beschieden dadurch, daß er bei der Eröffnung seiner umfangreichen Ausstellung im März dieses Jahres in Solothurn anwesend sein konnte.

Das Leben des Künstlers, der am 7. Dezember 1896 in Samedan, wohin sein Vater als Dekorationsmaler aus dem benachbarten Italienischen eingewandert war, geboren wurde, vollzog sich in seiner Heimat im Engadin. Von Kindheit an war Turo an den Geruch der Farbe, an das Geschehen in einer Malerwerkstatt gewohnt. Aber schon früh, im Jahre 1912, verlor er den Vater, gerade als er in das Berufsleben eintreten sollte. Turo konnte ein Jahr lang die Zürcher Kunstgewerbeschule besuchen, sich alles Handwerkliche der Malerei aneignen, aber auch den Sinn für den künstlerischen Aufgabenkreis schulen, um dann eine Lehre bei einem Zürcher Dekorationsmaler anzutreten, den er dank seines angeborenen Geschicks und schon erworbenen Könnens in den Kriegsjahren vertreten konnte, bis er selber zur Grenzbesetzung eingezogen wurde.

Im Urlaub im Engadin fand er Anregung und Förderung bei Giovanni Giacometti, der ihm freundschaftlich entgegenkam und ihn ermunterte, sich ganz der Tätigkeit als selbständiger Künstler zu widmen. Turo bewahrte dem Meister über den Tod hinaus dankbare Verehrung, denn in Entwicklung begriffene Talente werden durch ältere Berufsgenossen nur schon durch deren Persönlichkeit und schützende Nähe günstig beeinflußt.

Im Jahre 1922 hielt sich Turo Pedretti längere Zeit in Paris und in London auf. Paris und später auch Italien, besonders Venedig, sollte er noch mehrmals aufsuchen. Diese Fahrten sind bei ihm wie bei den meisten Künstlern dadurch bedeutsam geworden, daß sie den Geist erfrischten, neue Perspektiven eröffneten, die Gewohnheit der alltäglichen Arbeit un-

terbrachen und dem Heimkehrenden das Vertraute neu erscheinen ließen. Im Jahre 1923 heiratete Turo die Baslerin Margrith His, und nun eröffnete sich ihm in Basel ein Milieu städtischer Kultur, ein Kreis neuer menschlicher Beziehungen.

Im Jahre 1924 wurde in Basel der Sohn Giuliano geboren, 1926 folgte Gian, und beide Söhne wurden Bildhauer, Kunsthandwerker im besten Sinn des Wortes, indem sie Figuren von Menschen und Tieren modellieren, aber auch in Metall, Blei, Kupfer, Sgraffito arbeiten und so im Engadin und im Unterland schon viele Werke ausführen konnten. Auch die Tochter Ladina besuchte die Zürcher Kunstgewerbeschule. Seit den dreißiger Jahren war Turo Pedretti viel mit dem Basler Maler Pellegrini zusammen, der oft nach Samedan kam, im Hause Pedretti wohnte und malte und mit dem jüngern Freund als leidenschaftlicher Jäger auf die Jagd ging. Durch den intelligenten, lebendigen, beredten Basler empfing Turo neue menschliche und künstlerische Anregungen. Es ergab sich auch, daß Pedretti damals einige Jagdstilleben malte, ein Thema, das er später wieder aufgab.

Im Jahre 1946 konnte der Maler durch den befreundeten Architekten Könz ob Samedan ein Wohnhaus mit Atelier erstellen lassen, in dem er glücklichen Arbeitsjahren entgegensah. Aber im Januar 1951, als überall im Bündnerland todbringende, zerstörerische Lawinen niedergingen, wurde auch das Haus Pedretti niedergerissen, doch konnten sich die verschütteten Bewohner aus dem Schnee befreien. Indes mußten viele Bilder aus den Schneemassen am Abhang ausgegraben werden, und viele waren vernichtet. Pedretti ging wie schon zwei Jahrzehnte zuvor Cuno Amiet nach der Brandkatastrophe des Münchner Glaspalastes, wo fast sein ganzes Frühwerk verbrannte, mutig an die Weiterarbeit und ersetzte den Verlust durch neue Bilder. «Immer besser malen» war seine Losung. Schon an Weihnachten 1951 konnte die Familie Pedretti in das neue, ebenfalls von Könz entworfene Haus in Celerina einziehen, in dessen Garten Giuliano sich ein Atelier, Gian in den letzten Jahren ein Wohn- und Atelierhaus bauten. Hier verbrachte Turo seine letzten, fruchtbaren Lebensjahre.

Pedretti war wohl in erster Linie Landschaftsmaler, aber er war nicht einseitig, malte auch Bildnisse, Figuren, Kinder, Stilleben, Interieurs. Er war unabhängig vom Sujet, er konnte alles auffassen, was gerade in seinem Gesichtskreis dem Künstlerauge zum Erlebnis wurde. Turo porträtierte die Dichter Men Rauch, Adolf Attenhofer, Caflisch, den Geiger de Ribeaupierre, die Architekten Nikolaus Hartmann und Könz, seine Angehörigen, seine Freunde, wobei es ihm weniger auf die physiognomische Ähnlichkeit als auf das Charakteristische der Haltung, des Sichgebens der Modelle ankam. Man erkennt seine Porträtierten von weitem, ehe man ihre Gesichter sehen kann. Des Künstlers Malart war temperamentvoll, summarisch, kräftig gestaltend, intuitiv, er war Maler weniger der Methode als der glücklichen

Stunden des Gelingens, der augenblicklichen Einfälle. Geschick und Erfahrung erlaubten ihm jede Aufgabe, die er sich stellte, vor die er gestellt wurde, zur Lösung zu bringen.

Turo Pedretti malte das Leben schlechthin, das Leben im Haus, im Dorf, das Leben der grünen und goldenen Lärchen, und selbst die stummen Berge leben und sprechen in seinen Bildern. Er war auch ein vorzüglicher Zeichner in dem Sinn, daß sein Stift, die Kreide, starke Schwarzweiß-Wirkungen hervorbrachte, daß seine Szenen vom Viehmarkt in Samedan, von der Heuernte, von der Jagd die Situation lebendig wiedergeben, aber auf dem Papier zugleich ein graphisches Ornament ergeben. Eine Zeichnung vom Morteratschgletscher vereinigt die verschiedensten Formen zum Bild, im Hintergrund die weißen Flächen und Buckel des Eises, zur Linken in schwarzen Parallelstrichen das ansteigende Gelände, im Mittelgrund in feinen Längs- und Querlagen, Punkten und Gringeln die Moräne und im Vordergrund Steine in Weiß und Grau, Geröll in Schnörkeln.

Dieses improvisierende Zeichnen und Gestalten mit Stift und Pinsel bedeutet nicht, daß der Künstler seinen Bildern nicht auch eine Ordnung gab, sie komponierte. Wenn er in einem Bild, das er mehrmals wiederholte, Eisbrecher bei der Arbeit darstellte, ergaben ihre Stellungen zusammen mit den regelmäßigen Eisblöcken eine bewußte Komposition. Er führte auch Wandbilder aus, wie das Mosaik beim Kantonsspital in Chur, «Krankheit und Genesung» 1940, das Wandbild «Wintersport» im Postgebäude in St. Moritz 1953, das Wandbild «Fenggenallegorie» im Schulhaus Davos 1958 und das besonders reiche, aus der Phantasie des Technischen geborene große Wandbild im Kraftwerk Brusio aus dem Jahre 1961.

Der Maler ausdrucksvoller Farben gibt seinen Landschaften, jedem Berg, jedem Baum, jeder Formation eine fast plastische Bewegtheit. Seine Fähigkeit des Vergegenwärtigens der Dinge ist groß. Dann wieder verschwimmen die Linien und Farben ineinander, Flächen, Streifen, Kulissen im Vor und Zurück entstehen, und die Landschaft wird zur Erfindung. Pedretti malt nicht erkennbare Motive, sondern die Naturwirklichkeit wird ihm nur zur Anregung für sein Malen. Er kennt und liebt aber auch den bedeckten Himmel, öfters heißen seine Bilder «Grauer Tag»; er malt den Schnee, den verschneiten Wald

mit einem Reh. Er nennt die Landschaften nach den Stimmungen Föhn, Morgen, Aufhellung, Mittag, Blauer Tag, Januarmorgen, Rauhreif, Märzsonne und gibt dadurch zu erkennen, daß er weniger die Landschaft an sich als ihre momentane malerische Erweckung festhalten will.

Man ist geneigt, Turo Pedretti, wenn er schon mit den künstlerischen Strömungen der Zeit in Zusammenhang gebracht werden soll, dem Expressionismus zuzuzählen, was ihn am weitesten von seinem Vorgänger Giovanni Giacometti entfernt, der aus seinem Naturgefühl die Landschaft als Eindruck, als farbige Erscheinung malte. Auch Pedretti hatte ein Auge für die Erscheinung, er liebte Spiegelungen, malte Blumen am offenen Fenster, die sich in der Scheibe spiegeln, lehnte einen Spiegel auf der Kommode an die Wand, damit ein malerisches Lichtspiel entstehe. Aber bei ihm erhalten die Dinge eine körperlich-räumliche Beziehung, durch die sie zu einem faßbaren Gegenstand werden. Seine Wirklichkeit wird ausdrucksvoll, wenn er seine Stilleben mit Jagdbeute oder Blumenvasen malt, wenn er einen Gartentisch in die Tiefe des Bildes hineinragen läßt oder einen breiten Stuhl in den unbestimmten Raum als plastischen Akzent setzt. Auf dem Stuhl steht erst noch eine weiße Schüssel mit einem Fisch, um die Dehnung des Körperlichen im farbigen Raum zu unterstreichen, das Zeichnerisch-Expressive zu erhöhen.

Geschichtlich gesehen war Turo Pedretti der letzte in der Reihe der Maler, die das Oberengadin als Landschaft entdeckten und durch ihre Bilder zu einem Anziehungspunkt machten. Segantini suchte im Hochtal das reine Licht, das matte Grün der Matten und fand für ihre Darstellung eine neue Technik. Giovanni Giacometti lebte wie auch Gottardo Segantini in den Bergen und malte die Natur im Wechsel des Tageslichtes und der Jahreszeiten, in einer Zeit, wo die Maler meist noch in den großen Städten arbeiteten. Pedretti blieb zeit seines Lebens dem Tal, in dem er geboren war, eng verbunden, malte die Berge, die Lärchen, den Winter des Engadins, weil sie seine Umwelt waren, der ihm gegebene Stoff, an dem er seine Malerleidenschaft, sein künstlerisches Ausdrucksverlangen sättigen konnte. Er fand darin keinen Nachfolger, weil die jüngeren Talente sich mehr der abstrakten Kunst zuwenden.

Es ist schon bemerkt worden, daß Turo Pedretti mit dem Norweger Edvard Munch mehr Verwandtschaft zeigt als mit irgendeinem schweizerischen oder französischen Maler. Von Munch sprach Pedretti mit Verehrung. Erst vor wenigen Jahren malte er ein Bild «Hommage à Kirchner», nicht weil er sich in irgendeiner Hinsicht von Kirchner berührt fühlte, sondern nur aus achtungsvoller Verehrung für den in Davos lebenden deutschen Expressionisten, dessen Schicksal seine Teilnahme erweckte. Bei Munch konnte er die ihn ansprechende Pinselzeichnung und die Behandlung des Räumlichen und Farbigen bewundern.

Seit dem Sommer 1963 litt Turo Pedretti an Migräneanfällen, die sich im Herbst verschlimmerten; ein Kopfleiden stellte sich ein, das den Ärzten Rätsel aufgab, das im Februar seine Überführung ins Krankenhaus Sameden und zuletzt, als Bewußtseinsstörungen auftraten, in die Anstalt Beverin notwendig machten. Dort wurde er am 17. Juli durch den Tod erlöst. Auf dem Friedhof von San Gian fand er seine letzte Ruhe. Sein Werk wird seinen Namen lebendig erhalten, seine Rolle im Wandel der Bündner Malerei der letzten vierzig Jahre erst deutlich hervortreten lassen.

Ulrich Christoffel

Alt Regierungsrat Dr. Augustin Cahannes

Ansprache von Nationalrat Dr. Ettore Tenchio, gehalten an der Beisetzung in Chur am 15. August 1964

Augustin Cahannes hat uns plötzlich verlassen. Bruder Tod hat ihn — nach franziskanischer Deutung — umarmt, um ihn mit frohem Schritt heim zum Vater zu führen.

Ich hatte ihn noch wenige Tage vorher getroffen. Er sprach zu mir über seine Tätigkeit, über seine maßvollen Zukunftspläne und mit Begeisterung von seiner jüngsten Arbeit über die dreihundertjährige Geschichte der Kirchgemeinde seiner lieben Heimatgemeinde Brigels-Dardin.

Unser Freund fällt erst sechzigjährig ins Grab. Aber sein Leben war in Ehren und Treue erfüllt und vollendet. Ein lieber Mensch geht hin. Fest und stolz verankert in den Grep und Crap seiner und unserer Surselva, hat er zeit seines Lebens die Tradition seiner Bergbauernfamilie, seiner landwirtschaftlichen Abstammung und Verbundenheit hochgehalten. Der harte Sohn der Bündnerberge hat in den Gymnasien der Benediktinerstifte von Disentis und Engelberg die klassische Bildung genossen. Seine Seele wurde durch die römische und griechische Kultur verfeinert, und nach den Studien an der Universität Freiburg wurde er in Bern zum Doktor beider Rechte glanzvoll promoviert.

Wir, welche am gleichen Tisch aßen und aus dem gleichen Becher tranken, wissen von seinem ausgesprochenen Dichtertalent, das in Freundeskreisen stets Freude und Begeisterung auslöste. Seine ausgewählten Zitate von Homer, Cicero und Virgil und von den großen Kirchenvätern beweisen, daß sein Geist durch die christliche Humanität geformt und geadelt wurde. Mit mehreren Prisen guten Humors konnte er mit Freunden und Bekannten lachen und festen und die Sonnenseiten des irdischen Lebens freudig erkennen.

Hervorstechend war bei ihm der klare, nüchterne Sinn für die Möglichkeiten, für die Realitäten des Lebens, und gerade diese Eigenschaft hat ihn zur Politik bestimmt. Zur Politik nicht als Wissenschaft, auch nicht nur als Kunst der Möglichkeiten, sondern zur guten Politik als Kunst der Staatslen-

kung nach den festumrissenen Idealen christlicher Menschen- und Weltanschauung. Der glaubenstapfere Christ, der bodenständige Bürger und der stämmige Staatsmann bildeten eine seltene Harmonie der Werte und Werke. Er war wahrhaft von der Passion pour la chose publique beseelt und gedrängt.

Er wurde Mitglied des Großen Rates als Vertreter des Kreises Disentis, wurde 1950 durch das Bündnervolk in den Kleinen Rat gewählt und damit bald einer der prominenten und bedeutenden Bündner Staatsmänner, Vorsteher des Finanz- und Militärdepartementes. Das Regierungspräsidium hatte er 1955 und 1958 inne.

In der Regierung des Standes Graubünden gab Augustin Cahannes das Maß und den Stempel seiner starken Persönlichkeit. Als Willensmensch und als Mann der Tat konnte er mit ungebrochener Energie und fester Zielsicherheit wichtige Vorlagen realisieren:

- Gesetz über den interkommunalen Finanzausgleich als Mittel der Festigung und der Förderung der ihm besonders und uns allen teuren Gemeindeautonomie;
- Einführung der Kultussteuer als wirksame Hilfe der segensreichen Tätigkeit unserer beiden Landeskirchen;
- eine wichtige soziale Steuergesetzesrevision;
- der Bau des Großrats- und Verwaltungsgebäudes am Untertor war das äußere Zeichen seiner Tat- und Realisierungskraft.

In einer Zeit des Umbruches, der ungestümen wirtschaftlichen Entwicklung unseres Kantons hat Regierungsrat Cahannes als guter Familienvater sich mit fester Hand bemüht, die Finanzen des Staates in besonnenem Gleichgewicht zu halten.

Nach seinem Austritt aus der Regierung hat er sich als Präsident der Rekurskommission für Sozialversicherung, als Präsident der Verwaltungskommission des Corpus Catholicum (wo er sich für den katholischen Volksteil Graubündens bleibende Verdienste erwarb), und als Mitglied der kantonalen Erziehungskommission zur Verfügung gestellt.

«Das Leben des Menschen ist ein Kampf», steht im Buche Jobs geschrieben. Als Politiker war Regierungsrat Cahannes echter Sohn der Bündner Scholle — ein kraftvoller Kämpfer. Es ist nicht verwunderlich, daß eine solche selbständige Persönlichkeit mit starkem Charakter und mit starkem Kopf zumal leicht oder fest angestoßen hat. Manchmal konnte man glauben, daß es sogar die Republik einer wür-

digen Demokratie an der Tugend der Dankbarkeit fehlen lasse. Ist aber nicht der harte Kopf die große Schwäche und die große Stärke der Bündner? War nicht etwa oft das Schicksal der starken Männer, umstritten oder mißverstanden zu sein?

Aber Augustin Cahannes hatte eine weise Philosophie des Lebens. Durch Opfer kommt der Mensch zur vollen Reife und zur Freiheit des Lebens. Wie er etwa die menschlichen Probleme mit der Logik des Herzens löste, so hat er auch die Prüfungen des Lebens mit Mut ertragen. Was heute bleibt, leuchtend bleibt, sind aber seine Taten und der Geist, der sie beseelte. Die Zielrichtung seiner öffentlichen Tätigkeit in der Politik war die Mahnung im Buch der Bücher: «Beatus populus ... Selig das Volk, dessen Gott unser Herr ist.» Die Arbeit um dieses gemeinsame edle Ziel war stets der Geist unserer persönlichen Freundschaft und die Triebkraft seines Wirkens in den verschiedenen Gremien der Politik und der Partei.

Wie kann ich aber hier vergessen, in Augustin Cahannes den Soldaten, den Offizier und den Jäger zu sehen? Wie oft erzählte er mir von seinen Dienstleistungen in der Talwehrkompanie unseres Bat. 91 in Splügen. Wie oft hat er auch später als Oberst der Justiz und Großrichter des Divisionsgerichtes 9a als treuer Freund die alten Kameraden geschätzt und unterstützt! Er hat der Armee unserer wehrhaften Freiheit stets die Treue gehalten.

Der weite Kreis seines tätigen Lebens schließt sich nun aber zum Kern, zum trauten Gatten und guten Vater: die Familie. Seine geliebte und tüchtige Lebensgefährtin, seine wackeren Kinder waren ihm über alles lieb. Dieser starke Mann konnte, bis zu Tränen gerührt, die Fakten seines Familienherdes zärtlich erzählen, als er z. B. vom akademischen Erfolg seiner Söhne berichtete.

«Sol chi non lascia eredità d'affetti poca gioia ha dell'urna ... Nur der, welcher keine Verdienste der Liebe hinterläßt, hat keine Freude und Freunde am Grab.» Der liebe Verstorbene verläßt diese Welt in der Gewißheit, eine gute Familie zu hinterlassen, welche dem Vater Ehre macht.

Lieber Augustin, nimm nun Abschied von unserem Volk, das Du so geliebt und dem Du treu gedient hast; nimm Abschied von der rätischen Heimat, um die Du Dich durch Deine Hingabe und Arbeit wohlverdient gemacht hast. Ruhe Dich aus im barmherzigen Schoß unserer Mutter Erde, welche die heilige Kirche für Dich gesegnet und geweiht hat. Aus dieser Erde stammen Wurzeln, Blumen und Früchte menschlicher Arbeit; in ihr liegt auch der Same der Auferstehung.

Gott ist der Herr des Lebens und des Lichtes. Das ewige Licht leuchte Dir.

Ettore Tenchio

Bezirksgerichtspräsident Simon Wehrli

Am 26. September 1964 erlag Bezirksgerichtspräsident Simon Wehrli, Davos, im Berghaus Strelapaß, das er nach einem auf der Hochjagd verbrachten Tag aufgesucht hatte, einem Herzschlag. Mit ihm ist einer der markantesten und zugleich fähigsten Gestalten der bündnerischen Rechtspflege dahingegangen.

Am 25. Dezember 1902 «in den Brüchen» geboren, besuchte er die Primarschule in Frauenkirch und die Sekundarschule in Davos-Platz. Nach erfolgreichem Abschluß einer kaufmännischen Lehre war er in Zürich, Freiburg, Mailand, Brüssel und London tätig. Im Jahre 1930 kehrte er in seine Heimat zurück, wo die Fraktionsgemeinde Platz dem erst Fünfundzwanzigjährigen die Stelle eines Aktuars übertrug die er bis zu seinem Tode betreute. Im Jahre 1933 verheiratete er sich mit Agate Mattli von Langwies, die ihm eine treue Lebensgefährtin und Mutter von acht Kindern wurde, von denen eines früh verstorben ist.

Seiner Heimatgemeinde hat Simon Wehrli als tüchtiger Verwaltungsmann wertvolle Dienste geleistet. Das Amt des Fraktionsaktuars schloß auch die Verwaltung des Schul-, Friedhof- und Feuerwehrwesens in sich, und Simon Wehrli übernahm zudem auch Aufgaben, die über seine unmittelbaren Berufspflichten hinausgingen. So wirkte er in der Berufsberatungskommission mit und war an der Redaktion des Berufsbildungsgesetzes maßgebend beteiligt. Während Jahren amtete er als Mitglied der Beratungskommission der Kantonalen Brandversicherungsanstalt und der Kommission für Liegenschaftenbewertung zuhanden der Steuerbehörden. Große Verdienste hat sich der Verstorbene auch um die Überführung des Friderizianums in eine Schweizerische Alpine Mittelschule erworben. Schließlich nahm er mehrmals als Stellvertreter der demokratischen Fraktion im Großen Rate Einsitz.

Das eigentliche Lebenswerk des Verstorbenen lag aber auf dem Gebiete der Rechtspflege. Im Jahre 1933 wählte ihn das Bezirksgericht Oberlandquart zu seinem Aktuar, welches Amt er bis 1947 unter den Präsidenten Brosi, Stiffler und Bärtsch versah. Als Konrad Bärtsch 1947 in die Regierung gewählt wurde, übernahm Simon Wehrli das Präsidium des Gerichtes und hat dieses Amt bis zu seinem Tode mit Auszeichnung betreut. Wer mit der Problematik einer ausschließlich in den Händen juristischer Laien liegenden Rechtssprechung vertraut ist, der weiß, daß dies nur möglich war, weil der Verstorbene über eine außergewöhnliche juristische Begabung verfügte. Zwar ist unser Privatrecht — vor allem das 1912 erlassene Zivilgesetzbuch — bewußt so gestaltet worden, daß es auch dem Nichtjuristen verständlich sein soll. Die Auslegung der oft allzu knappen gesetzlichen Bestimmungen, die Weiterentwicklung des Stoffes durch Wissenschaft und Praxis und die Notwendigkeit der Anpassung an veränderte Verhältnisse stellen indessen den Rechtsbeflissenen — mag er Jurist oder Laie sein — oft vor Probleme, die mit dem vielgerühmten «gesunden Menschenverstand» nicht gelöst werden können, sondern ein solides fachliches Rüstzeug erfordern. Diese unentbehrlichen Kenntnisse hat sich Simon Wehrli in geradezu beispielhafter Weise durch unermüdliches Studium angeeignet, und man darf ohne Übertreibung sagen, daß das von ihm präsidierte Gericht auch schwierigen Fällen gewachsen war, obwohl ihm kein Jurist angehörte. Im Fremdenverkehrszentrum Davos kamen dem Verstorbenen auch seine vorzüglichen Sprachkenntnisse zustatten, die es ihm ermöglichten, Zeugen und Parteien italienischer, französischer und englischer Zunge in ihrer Muttersprache einzuvernehmen.

Aber auch die menschlichen Eigenschaften Simon Wehrlis waren jene eines echten Richters. Er hatte Verständnis für die Nöte und Schwierigkeiten der Parteien, und in manchem Fall gelang es ihm, die Streitenden zu versöhnen und den Prozeß durch einen allen Interessen gerecht werdenden Vergleich abzuschließen. Noch im letzten unter seinem Präsidium behandelten Fall — einem Streit um ein Wasserbezugsrecht in einem Maiensäß — bemühte er sich mit dem ganzen Einsatz seiner Persönlichkeit um die Herbeiführung einer gütlichen Einigung. Den Anwälten begegnete Simon Wehrli manchmal etwas schroff, wenn sie nämlich ihre Aufgabe als Parteivertreter nach seiner Meinung zu wenig gewissenhaft erfüllten. Wenn sich das Gericht und die Advokaten aber nach getaner Arbeit zum traditionellen gemeinsamen Mittagessen versammelten, so kam man ihm trotzdem auch menschlich näher. Er war ein unterhaltsamer und geistreicher Gesellschafter, der mit trockenem Walserhumor aus dem reichen Schatz seiner Erinnerungen unzählige Geschichten zum besten geben konnte und auch in Fragen der Wirtschaft und der Politik stets ein gesundes und weitblikkendes Urteil abzugeben wußte.

Erholung und Entspannung fand der Heimgegangene im Kreise seiner Familie und auf der Jagd, die er nie versäumte. So war er auch an den strahlenden Septembertagen seines letzten Lebensjahres mit seinem ältesten Schwiegersohn auf der Hochjagd in den Bergen des Strelagebietes. Dort hat ihn der Tod, mitten im frohen Gespräch, abberufen und damit einem reichen und für seine Familie wie für die Öffentlichkeit segensreichen Leben allzu früh ein Ende gesetzt.

Heinz F. Jossi